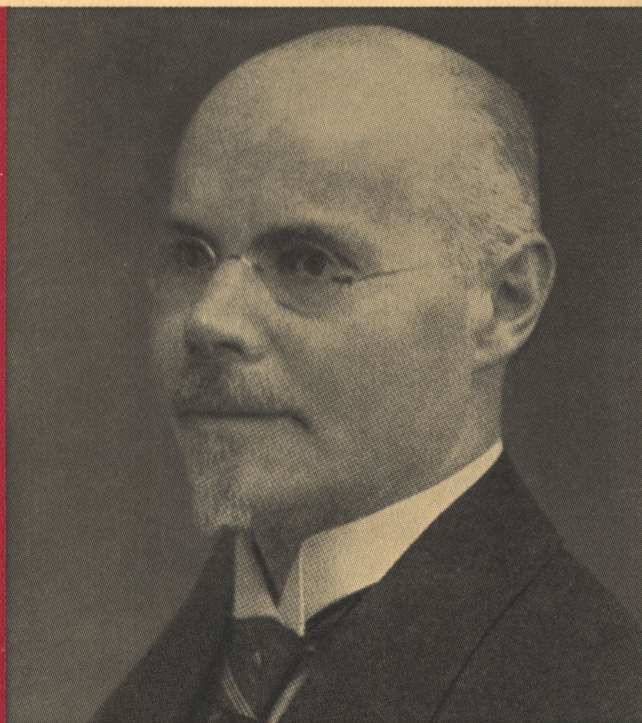


BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Karl Heim

Der Denker des Glaubens

Friedrich Hauß

Karl Heim

Der Denker des Glaubens

Von
Friedrich Hauß



BRUNNEN=VERLAG · GIESSEN UND BASEL

Band 148 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	3
Das großväterliche Erbe	5
Kindheits- und Schuljahre	7
Karl Heim wird ein lebendiger Christ	9
Der Weg zur Lebensaufgabe	16
Konviktsinspektor und Universitätsprofessor	29
Die Lehrtätigkeit Karl Heims	36
Im Fernen Osten und in Jerusalem	41
Der Prediger	45
Der Lebensabend	62
Benutzte Literatur	64

© 1960 by Brunnen-Verlag, Gießen

Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei Hermann Rathmann, Marburg an der Lahn

Vorwort

Als im Jahre 1913 Karl Heim in Halle seine Vorlesung über die Dogmatik begann, sagte er: „Das, was in unserer Verschiedenheit uns verbindet und zur dogmatischen Arbeit fähig macht, ist das, daß wir synapothanoumenoi sind. Wir sind alle auf einer Insel vom Nebel umgeben, alle auf einem lecken Schiff und verfolgen den Untergang mit der Uhr in der Hand. Das gibt das Gemeinsame. Dogmatik ist das Denken an das, was die andere Hälfte des Daseins ausmacht: die Ewigkeit. Es ist eine Besinnung auf das, was man im Angesicht des Todes mitnehmen kann.“

Heims Denken war Zeugnis von Christus, der wie die aufgehende Sonne alles überstrahlt. „Wer von Christus zeugen darf, dem kommt es ja immer nur auf das eine an, Menschen in persönliche Berührung mit Christus zu bringen. Wenn das geschehen ist, dann ist der Funke überggesprungen. Alles Weitere tut Christus selbst. Mit Freuden tritt der in den Hintergrund, der ihm den Weg bereitet hat. Nun ist sein bescheidener Auftrag erfüllt, denn nun heißt es: ‚Er muß wachsen.‘ Ein herrlicher Wachstumsprozeß hat begonnen, der nie mehr aufhören kann, bis er in der Ewigkeit sein Ziel erreicht hat.“ So grüßte Heim seine Freunde an seinem 75. Geburtstag.

Auch uns Heutigen kann Karl Heim, der Denker des Glaubens, den Dienst des Christuszeugen tun.

F. Hauß

Das großväterliche Erbe

In seiner Selbstbiographie „Ich gedenke der vorigen Zeiten“ weist Karl Heim auf den Erbzusammenhang mit unseren Vorfahren hin, dem wir nicht nur biologische Eigentümlichkeiten in Wuchs und Aussehen, sondern auch in unserer Beziehung zu Gott Segen oder Unsegnen verdanken. Sein Großvater Magister Friedrich Jakob Philipp Heim wurde 1789 zur Zeit der Französischen Revolution als ältester Sohn des Magisters Georg Wilhelm Heim in Rommelshausen bei Waiblingen geboren. Die erste eigene Not, die ihn ins Gebet trieb, war die Vorbereitung für das Landexamen, das er bestand, um darauf den Weg durch das niedere Seminar in Maulbronn und durch das Tübinger Stift zu nehmen. Es zeigte sich bei ihm eine hervorragende Begabung für Mathematik. Eine wissenschaftliche Arbeit zur Erlangung des Magistertitels hatte zum Thema die Neuordnung des Vortrags der mathematischen Sätze Euklids. Zum Bibelstudium kam der junge Pfarrer nicht unter dem Einfluß seiner Tübinger, dem Rationalismus der Aufklärung verfallenen Professoren, sondern durch zwei merkwürdig miteinander verkettete Erlebnisse. Er hatte einen lebhaften Traum von einem ungeheuren großen Leichenzug, der an seinem Hause vorüberzog. Er konnte den Traum nicht anders deuten als ein Vorzeichen seines baldigen Todes. Am anderen Morgen trat ein zwergähnliches Männchen in sein Studierzimmer, das mit fester, klarer Stimme einen ähnlichen Traum eines englischen Predigers und dessen erschütternde Bußpredigt an seine Gemeinde unter ernstem Hinweis auf das nahende Jüngste Gericht rezitierte. Dem Großvater lief ein kalter Schauer über den Rücken. Er entließ das Männchen mit wenigen abgebrochenen Worten. Nachher stellte sich die Sache als ganz natürlicher Vorgang heraus. Ein junger Lehreraspirant wollte sich dem Pfarrer zur Anstellung in einer Filialgemeinde empfehlen. Die Verkettung beider Erlebnisse war für den Großvater ein Ruf Gottes,

sich durch eine gründliche Buße für ein baldiges Ende vorzubereiten. In dieser Not entschloß er sich, die ganze Heilige Schrift in den Ursprachen zu studieren. Er opferte dieser Arbeit die frühen Morgenstunden, indem er abends um neun Uhr zur Ruhe ging und morgens um drei Uhr aufstand. In drei Bänden in einer kleinen, zierlichen Handschrift ist diese eigene Bibelübersetzung niedergelegt. Dabei sah er immer die Heilige Schrift als Ganzes, deren Gesamtlicht auf die dunklen Stellen fiel. Die Heilige Schrift ist ein lebendiger, in sich zusammenhängender Organismus. So wurzelte er in der Tradition Bengels und seiner Schüler. Dabei führte er kein Einzelgängerleben in seiner Studierstube, sondern hielt Gemeinschaft mit tiefgegründeten alten Christen, die ihm aus ihrem Leben bestätigten, was er in der Heiligen Schrift gefunden hatte.

Durch eigene Kränklichkeit, das Sterben zweier Kinder fast auf einen Tag, das schwere Gliederleiden seiner Frau und die wunderbaren Durchhilfen und Gebetserhörungen gewann er den festen Glaubensstand, der ihn durch seine Predigten und sein Wort in einem wöchentlichen Männerkreis um die Bibel in brüderlicher Gemeinschaft zum Segen werden ließ. Er pflegte oft zu sagen: „Die Bibel ist ein Bergwerk. Je tiefer man darin gräbt, um so größere Schätze findet man darin.“ Aber nicht durch sein Bibelstudium, sondern durch eine Tat rettender Liebe wurde er bekannt. Es fiel ihm auf, daß so viele verwahrloste Kinder sich in der Stadt herumtrieben. Besonders der seelische Zustand der Kinder, die niemand zum Heiland führte, bedrückte ihn. Als Versuche der Familienerziehung fehlgeschlagen waren, weil sich die Eltern der Kinder immer wieder einmischten und sie gegen ihre christlichen Pflegeeltern aufhetzten, gründete er eine Kinderanstalt in Winnenden, das Paulinenstift. Dazu kam noch eine angegliederte Taubstummenanstalt.

Als er der ungeheuren Arbeitslast zu erliegen drohte, bewarb er sich um das Dekanat Tuttlingen, das er auch erhielt. In der dortigen großen Kirche entfaltete er eine

gesegnete Predigtstätigkeit. Dort hörte ihn ein junger Kaufmannsgehilfe, Elias Schrenk, und bekam durch ihn den Ruf, Missionar zu werden. Dieser geistliche Segen des Großvaters sollte durch den Evangelisten Elias Schrenk einst auf den Enkel Karl Heim übergehen. Ein Sohn des Großvaters hat die geistlich-kirchliche Linie geradlinig fortgeführt. Es war der zweitälteste Sohn Christian, der Pfarrer wurde. Er zeigte seinem Sohn Karl einmal bei einem Besuch in der alten Heimat Winnenden im Studierzimmer eine Ecke, wo sein Vater mit ihm niedergekniet war. Dabei wurden ihm die Augen feucht. Es war wohl eine heilige Stunde, die für sein ganzes Leben richtunggebend war. Der Vater Heims gehörte zur biblischen Richtung und war ein treuer Schüler von Johann Tobias Beck.

Kindheits- und Schuljahre

Gab der Vater mit dem großväterlichen Erbe dem heranwachsenden Knaben die Richtung seines Lebens, so gab ihm die Mutter, die Tochter eines bescheidenen Spinnereifabrikanten, August Kieser von Isny, die innere Wärme echter Frömmigkeit durch ihr stilles, innerliches Gebetsleben. Sie betete täglich, an seinem Bett sitzend, mit ihm das Abendgebet, das sie in schlichten Worten vorsagte und ihn nachsagen ließ. Das Heimweh nach dem Kindheitsparadies hat er zeitlebens behalten, zumal er zum Besuch der Lateinschule früh das Elternhaus verlassen mußte. Das uralte Pfarrhaus zu Frauenzimmern im Zabergäu bei Lauffen, in früheren Zeiten ein Frauenkloster der Zisterzienserinnen, war mit seinem reichen Obstgarten und Weinberg, mit dem Blick auf den Michelsberg und das weite Land ein Kinderparadies.

Der Eintritt in die Lateinschule zu Kirchheim, deren gestrenger Rektor Strömlin der eiserne Rektor genannt wurde, war dann die Austreibung aus diesem Paradies. Es herrschte der Stock, und schlechte Noten mußten wöchentlich gemeldet werden, damit man sie im Arrest büße.

Vor dem jungen Schüler stand das Landexamen, das nach vierjährigem Unterricht abzulegen war und, wenn es bestanden wurde, die kostenlose Ausbildung in einem der niederen Seminare eröffnete. Aber da von achtzig Bewerbern nur dreißig aufgenommen wurden, mußten Höchstleistungen vollbracht werden. In dem Hause des Präzeptors Faber fand der Knabe freundliche Aufnahme. Um der christlichen Hausordnung willen, die bei Fabers in Geltung war, hatten seine Eltern ihn dorthin gebracht. Täglich fanden Hausandachten statt, und er wurde zu regelmäßigem Gottesdienstbesuch angehalten. Auch den Kindergottesdienst besuchte er. Eine junge Helferin, die Tochter des Stadtkirchenmesners, erzählte ihrer Gruppe die Heilandsgeschichten mit der Hingabe der ersten Liebe. Karl Heim bekennt noch als alter Mann: „Nie habe ich die wärmende und stärkende Kraft der Heilandsliebe in solchem Maße erlebt wie hier in der Sonntagsschule.“

Inzwischen kam auch die Zeit des gefürchteten Landexamens heran, und Karl Heim war glücklich, es innerhalb der dreißig Besten zu bestehen. Den Ehrgeiz, Erster oder Zweiter zu werden, hatte er nicht. Es genügte ihm ein Platz unterhalb der Mitte. Nun war seinen Eltern für die nächsten vier Jahre das Schul- und Kostgeld für ihn erspart. Es öffneten sich ihm die Tore zu dem niederen Seminar in Schöntal im Jagsttal.

Im Vergleich zur überstrengen Lateinschule herrschte hier schon fast akademische Freiheit. Die Schüler konnten ihre Freizeit benützen, wie sie wollten. Sie konnten baden, schwimmen, Fußball spielen. In einem Gedicht pries einer von ihnen die neu geschenkte Freiheit: „Tatzen gibt es hier nie. Selbst zu Mayer (dem Kleinsten der Klasse) sagt man Sie.“ Es imponierte den Jungen sehr, als ihr Ephorus Schmid, ein Freischärler des Jahres 1848, der nach England flüchten mußte und dort in einer vornehmen Familie Hauslehrer war, bis er wieder in seine Heimat zurückkehren konnte, schon in der ersten Stunde erklärte, daß Lehrer und Schüler sich von vornherein auf den Boden unbe-

dingter Offenheit und Wahrhaftigkeit stellen wollten. Er würde daher alles glauben, was ihm einer sagte, und wenn er ihn anlöge. So wurde der Lehrer nie betrogen. Es wurde weder abgeschrieben, noch eine Übersetzung benützt.

Ephorus Schmid war von England als Darwinist zurückgekehrt und machte daraus kein Hehl. Er trug seinen Schülern die Selektionstheorie und die Wellhausensche Quellentheorie vor und gab ihnen damit einen Begriff von der bezaubernden Macht des freien Denkens. Von Schöntal führte Karl Heim der Weg über das Seminar in Urach zum Konkurs, einem verschärften Abitur, wobei man auch noch in Hebräisch geprüft wurde, in das Tübinger Stift.

Karl Heim wird ein lebendiger Christ

Das Tübinger Stift, ein altes, zum Theologenwohnheim umgewandeltes Kloster, ist ein ehrwürdiges Gebäude. Es liegt zwischen dem hochgelegenen Herzogsschloß und dem Neckarufer. Sechsstöckige hohe Giebelhäuser umgrenzen die engen Gassen. Über den hohen Kirchenfenstern erheben sich wie eine Schildmütze auf einem hohen Haupt die Lehrsäle. Wer da oben die Wissenschaften in sich aufnahm, konnte hinuntersehen zum stattlichen Stiftseingang und in den Klosterhof und zu den grünlichen Fluten des immer von Studentenbooten belebten Neckars, umkränzt von der mächtigen Platanenallee, wo sich Studenten und Professoren lustwandelnd ergingen. Die großen Stiftsstuben flößen einem Ehrfurcht ein; denn aus ihnen sind die berühmtesten Schwaben hervorgegangen: Hegel, Schelling, Mörike, Hofacker, Blumhardt u. a. Die schönsten Stuben werden von den Studentenverbindungen besetzt, die dort ihre Entstehung fanden und die Plätze nur an ihre Verbindungsbrüder vergeben. So heißt die Studentenverbindung „Luginsland“ nach einer ihrer Stiftsstuben. Zu Heims Zeiten waren die großen Stuben durch Holzverschlüsse abgeteilt in Arbeits- und Wohnzellen der Stiftler. Mancher hatte in seinem Verschluss nur ein halbes Fenster

zur Verfügung. Im Stift hatten die Repetenten viel zu sagen. Sie führten eine strenge Studienordnung mit ihren Stiftlern durch, die nach einem uralten System vor allem gründliche philosophische Studien vorsieht.

Der junge Student im ersten Semester wurde sehr umworben von den Studentenverbindungen. Er wurde zur Kneipe eingeladen, abgeholt und heimbegleitet von älteren Studenten, die ihm die Vorzüge des Verbindungslebens anpriesen. Die Vorzüge des Verbindungshauses — die Studentenhäuser umsäumen wie Burgen die Höhen über Tübingen —, die Möglichkeiten, die die Alten Herren der Verbindung mit ihren Beziehungen für das ganze Leben bieten, wurden ins hellste Licht gestellt. „Wenn Sie zu uns kommen und in unsere Verbindung eintreten, so steht Ihnen damit der Zugang zur ganzen Weltkultur offen. Wenn Sie aber absagen, so bleiben Sie von dem allem ausgeschlossen und führen zeitlebens ein Winkel-dasein.“ So sagte ein Verbindungsstudent, der Karl Heim von der Kneipe nach Hause begleitete, zu ihm. Obwohl der Glanz des Verbindungslebens für Heim etwas Anziehendes hatte — war er doch ein Freund der Farbe und des Bildes —, sagte eine innere Stimme zu ihm: „Das ist nicht dein Weg, du gehörst zu dem kleinen Kreis, zu dem auch dein Bruder Paul gehört hat, und der abseits von allem Verbindungsleben den schmalen Weg der Nachfolge Christi gehen will, zu dem sogenannten Bibelkreis.“ Als Hofacker noch der lebenslustige Verbindungsstudent war, ein Anführer seiner Genossen zu allen Streichen, da war ihm der Bibelkreis, der sich im Stockwerk unterhalb seiner Studentenbude versammelte, ein Anstoß mit den frommen Liedern, die sie sangen. Aber eines Tages mußte er sich sagen: „Diese Burschen haben, was du nicht hast: sie haben Frieden mit Gott!“ Diese Erkenntnis war dann der Anfang seiner Umkehr. Auch für Karl Heim war der Eintritt in den schlichten Bibelkreis entscheidend für sein ganzes Leben. Gleich im Anfang seiner Studentenzeit geschah das grundlegende Ereignis seines Lebens. Es geschah nicht

in den ausgezeichneten philosophischen Übungen der Stiftsrepetenten, nicht in den glänzenden philosophischen Vorlesungen des Philosophen Sigwart, sondern in der Evangelisation, die Elias Schrenk in der Stiftskirche hielt.

Elias Schrenk war ein außerordentliches Werkzeug Jesu Christi. Er war von Kind an zubereitet, der Evangelist Deutschlands zu werden. Seine Großmutter hatte schon dem Knaben die Kraft des Blutes Jesu Christi ins Herz hinein gebetet. Der heranwachsende Kaufmannslehrling wurde innerlichst angesprochen durch die Predigten des Dekans Heim in Tuttlingen, des Großvaters von Karl Heim. Zu einer klaren Entscheidung für Jesus Christus wurde er im Hause seines Freiburger Prinzipals Karl Mez geführt, als dieser den jungen Kaufmann eines Sonntags zum Abendessen geladen hatte und bei der Abendandacht mit seiner ganzen Familie kniend herzlich betete. Durch den Umgang mit dem frommen Lehrer Gilg wurde sein Glaubensleben befestigt. Er entschloß sich, Missionar zu werden, und trat ins Basler Missionshaus ein. Eine Predigt des Christuszeugen Pfarrer von Brunn über die rettende und bewahrende Kraft des Blutes Jesu Christi reinigte seine Phantasie. In einem innigen Gebetsleben im Missionshaus bekam er die Gewißheit des Heils. Den durch ein Kopfnervenleiden äußerst geschwächten Missionszögling heilten die scharfsichtige Seelsorge und das Glaubensgebet der Jungfer Trudel von Männedorf. Das war eine Erfahrung, die ihn in den schwersten Krankheitszeiten im Fieberklima der Goldküste in Afrika durchgetragen hat. Als er dort am Schwarzwasserfieber todkrank lag und in seiner Schwäche nichts mehr tun konnte, um sich auf die Begegnung mit dem heiligen Gott zu bereiten, da war das Evangelium, daß wir einen ewigen Hohepriester haben, der Mitleiden hat mit unseren Schwachheiten und unsere Sünden hinaufgetragen hat an das Holz, sein einziger Trost. Von diesem Herrn wußte er sich zur Genesung geführt und zum Predigtamt des Evangelisten ausgesondert. Der göttliche Auftrag lag über ihm wie ein innerer

Zwang. Nach reichen Missionserfahrungen in Afrika und in der Heimat gab er mit 55 Jahren seine feste Stellung auf und wurde freier Evangelist in Deutschland.

Nicht durch seine eigene, noch durch fremde Gedankenarbeit sollte der kühne und bohrende Denker Karl Heim zum lebendigen Christusglauben geführt werden, auf daß es ein für allemal dabei bleibe, was Luther, der große Theologe der Kirche, gesagt hat: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesus Christus, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann, sondern der Heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet.“ Ein schlichter Evangelist hat ihn zum Glauben an Christus geführt. Hören wir Karl Heim selbst, was er über jene entscheidende Evangelisation in der Tübinger Stiftskirche schreibt: „Unsere Tübinger Stiftskirche ist noch nie so voll gewesen, weder vorher, noch nachher, wie an jenem Abend, an dem Schrenk einen Vortrag angekündigt hatte: ‚Nur für Männer.‘ Es waren nicht bloß alle Gänge gefüllt, sondern sie standen auch außerhalb vor den Portalen, immer fünf Glieder hintereinander, obwohl Tübingen damals nur etwa halb so viel Einwohner hatte wie jetzt. Die geistliche Vollmacht, mit der Schrenk nicht nur in diesem Vortrag, sondern auch in allen anderen Vorträgen für Männer und Frauen, für alte und junge Männer sprach, fühlte man deutlich, wenn man es miterlebte, wie die Menschen am Abend noch unter dem frischen Eindruck seiner Worte auf den Bahnhof zogen, um mit den Abendzügen wieder heimzukehren. Es kam immer wieder vor, daß in einem der überfüllten Eisenbahnwagen jemand anfang, ein geistliches Lied zu singen. Bald stimmte der ganze Wagen mit ein.“ Unter den Vorträgen, die der Evangelist hielt, traf den Studenten Heim der über Jes. 43, 18: „Gedenket nicht an das Alte und achtet nicht auf das Vorige! Denn, siehe, ich will ein Neues machen. Jetzt soll es aufwachsen, und ihr werdet es erfahren, daß ich Weg in der Wüste mache und Wasserströme in der Einöde.“

Als auf den August 1893 die damals neu entstandene Deutsche Christliche Studentenvereinigung unter Leitung des edlen Grafen Eduard von Pückler nach Frankfurt zu einer christlichen Studentenkonferenz einlud, fuhr auch Karl Heim mit Mitgliedern des Bibelkreises dorthin. Im August hatten sonst die Stifter noch Pflichtübungen mit ihren Repetenten. Wegen des Stiftumbaus begannen die Ferien früher, so daß ihrer Reise nichts im Wege stand.

Die führenden Männer der Konferenz kamen alle aus der Erweckungsbewegung. Es waren hervorragende christliche Laien. Da war Graf Pückler, der Besitzer großer Güter in Schlesien, ehemaliger Korpsstudent und Offizier, ein Mann aus uraltem Adel. Seine Vorfahren kommen schon im Nibelungenlied vor unter dem Namen Dietrich von Bechelaren. Durch eine Abendmahlsfeier als Offizier eines feudalen Regiments zum Glauben gekommen, machte er mit leidenschaftlichem Temperament eine völlige Kehrtwendung, um seine ganze Kraft dem Dienst im Reiche Gottes zu widmen. Neben ihm standen Graf von der Recke-Vollmarstein und der Forstmeister a. D. Eberhard von Rothkirch, der als Fähnrich im siebenziger Krieg ein Bein verloren hatte. Er war der Gründer des Christlichen Vereins junger Männer, Berlin Wilhelmstraße, und ein begnadeter Seelsorger junger Männer, der sein ganzes Leben dem Dienst am jungen Mann opferte. Eine weitere sehr eindrucksvolle Persönlichkeit war der englische Missionsarzt Hudson Taylor, ein Mann voll apostolischer Glaubenskraft, der Gründer der China-Inland-Mission. Als ihm der Heilige Geist vor die Seele stellte, daß in China jeden Monat eine Million Menschen sterben ohne Frieden mit Gott, da wurde er zu diesem Werk gerufen. Karl Heim erzählt in seiner Selbstbiographie sehr anschaulich, wie die Tübinger Studenten, die aus dem Stift kamen, der Hochburg liberaler Bibelkritik, Taylor umringten und ihn um seine Stellung zur Bibel fragten. Er gab zur Antwort: „Wenn Sie morgen wieder von Frankfurt abreisen, suchen Sie im Kursbuch einen Zug heraus und gehen

auf die angegebene Zeit zum Bahnhof. Es kommt Ihnen gar nicht der Gedanke, das Kursbuch könne nicht stimmen, weil Sie immer wieder die Erfahrung gemacht haben, daß die angegebenen Zeiten richtig sind. So habe ich in meinem Leben in den tödlichen Gefahren immer wieder die Erfahrung gemacht, daß die Worte der Bibel richtig sind. Wenn z. B. in der Bibel steht: ‚Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch alles übrige zufallen‘, so habe ich mich darnach gerichtet und bin nie enttäuscht worden. Handeln Sie ebenso, und Sie werden dieselbe Erfahrung machen!“

Elias Schrenk hielt die Sonntagspredigt. Er hielt dieselbe Predigt, die er schon einmal in Tübingen gehalten hatte über das Jesaja-Wort: „Gedenket nicht an das Alte! Achtet nicht auf das Vorige!“ Heim berichtet darüber, es sei ihm gewesen, wie wenn ein Zimmermann, der ein Brett angenagelt und festgestellt hat, daß es sitzt, dem Nagel einen zweiten Schlag gibt. So wurde ihm jeder dieser Sätze unvergeßlich eingeprägt. Am anderen Morgen war er bei Schrenk. „Es war ein kurzes, aber befreiendes und erquickendes Gespräch, bei dem es zur bedingungslosen Kapitulation kam und damit zu dem radikalen Neuanfang, von dem Schrenk gesprochen hatte. Es war der schöpferische Neubeginn meines inneren Lebens. Als ich einige Tage später mit einem meiner Freunde Frankfurt verließ, um nach einer Fußwanderung durch das deutsche Mittelgebirge nach Tübingen zurückzukehren, war es mir, als wäre nicht nur in mir selbst etwas verändert worden, sondern als wäre auch die ganze Natur, durch die wir wanderten, mitverwandelt worden. Es schien mir, der Himmel über den deutschen Buchenwäldern sei nie in so tiefem Blau erstrahlt, die Wälder hätten ein leuchtenderes Grün, die Vögel jubelten heller hoch in den Zweigen.“

Karl Heim hatte den granitenen Grund gefunden, den ihm kein intellektueller Zweifel mehr umstoßen konnte, in der Tatsache der Sündenvergebung im Glauben an die vollbrachte Erlösungstat Jesu Christi, die auf Golgatha ein

für allemal geschehen ist. Das ist das „themelion“, der unerschütterliche Grund, das „dos moi pou sto“, der feste Punkt des Archimedes, von dem dieser sagt: „Gebt mir diesen festen Punkt, und ich will die Welt aus den Angeln heben!“ Das ist der Fels, auf dem Karl Heims Glaubensgewißheit ruht. Es ist die irrationale Tatsache, die weder logisch noch psychologisch ins Wanken gebracht werden kann. Es ist die Grundvoraussetzung seines Denkens. Nicht durch das Denken, weder durch einen analytischen, noch einen synthetischen Schluß, kam er zur Glaubensgewißheit, sondern durch die selige Erfahrung einer aus der überirdischen Welt geschenkten Erleuchtung, die sich wie ein Scheinwerfer von oben auf die Heilstatsache in Jesus Christus, dem für ihn gekreuzigten und auferstandenen Herrn, legte. Das absolute Konkretum war gefunden, das sein philosophisches Weltbild revolutionierend umgestaltete. Nicht vom Denken her zum Glauben emporklimmen, das hieße: Christus vom Himmel herabholen, sondern von der im Glauben erfahrenen Heilstatsache aus denken nach dem apostolischen Wort, daß in Christus verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis. Darauf kam es ihm an.

Die Erfahrungen der Mitglieder des Bibelkreises, die sie in Frankfurt gewonnen hatten, mußten die Grenzen des kleinen, bisher selbstgenügsamen Kreises sprengen. Als Heim Schrenk von dem Tübinger Bibelkreis erzählte, sagte ihm Elias Schrenk: „Es gibt keine christliche Freundschaft ohne Gebetsgemeinschaft.“ Dieses Wort des erfahrenen Seelsorgers führte die Freunde zu dem Entschluß, in ihrem Bibelkreis die Gebetsgemeinschaft als feststehende Ordnung einzuführen. An ihren sonstigen Lebensgewohnheiten änderte sich nichts. Der Unterhaltungsabend blieb mit Musik, Lied und allerlei Scherz, die Turnstunde wurde allwöchentlich in der Universitätsturnhalle abgehalten, und sie hatten sehr gute Turner in ihrem Kreis. Es wurde fleißig gerudert, geschwommen und geritten. Zwischen allen diesen Übungen stand die wöchentliche Gebets-

gemeinschaft. „Sie wirkte“, wie Karl Heim schreibt, „auf die ganze Arbeit der Woche, wie auf einen ausgetrockneten Garten ein Regenguß wirkt, unter dessen Einfluß die müde herabhängenden Blätter und Blüten sich erfrischt wiederaufrichten.“ Ein ganz Neues hatten die Freunde von der Frankfurter Konferenz mitgebracht. Sie konnten nicht weiter ihr eigenes geistliches Leben pflegen, ohne an die anderen zu denken, die ohne Christus leben. Es mußte irgend etwas geschehen, daß auch die anderen den Weg des Friedens finden konnten. Es wurde ihnen klar, daß eine christliche Bewegung sich nicht in der alten Form der Studentenverbindung einschließen könne. Eine christliche Bewegung mußte offen sein nach außen. So beschlossen die Freunde, einen neuen Kreis zu gründen mit grundsätzlich missionarischem Charakter. So entstand die Christliche Studentenvereinigung, die auch jedem Korporationsstudenten offenstand.

In der Beschäftigung mit diesen Dingen, der Leitung eines Missionsvereins, dem Studium englischer Missionsberichte und den normalen Studienaufgaben verliefen die vier Jahre seines Studiums, das im August 1896 mit einem guten theologischen Examen seinen Abschluß fand.

Der Weg zur Lebensaufgabe

Das Ziel unseres jungen Kandidaten war, Dorfpfarrer zu werden. War er doch selbst in einem ländlichen Pfarrhaus aufgewachsen und liebte das Dorfleben mit seiner einfachen Natürlichkeit sehr. Von seinem Großvater Kießer, dessen Leidenschaft es war, Landschaftsbilder in Öl zu malen und gute Landschaftsbilder berühmter Meister zu kopieren, hatte er das malerische Auge und die geschickte Hand geerbt. Es war auch seine Lieblingsbeschäftigung, in den Ferien Landschaftsbilder in Öl zu malen. Sein anschaulicher Stil, der Bilderreichtum seiner Sprache, der die schwierigsten Gedankengänge unvergeßlich deutlich macht und seine Predigten in einzigartiger Weise be-

lebt und eindringlich macht, hängt auch mit diesem Erbe zusammen. So trug er in keiner Weise schwer daran, daß nach alter schwäbischer Sitte seine Examensnote 2b eine Verwendung als Stadtpfarrer ausschloß. Aber trotz starrem Brauch und gesetzlichen Leitungsgrundsätzen der Kirchenleitung kam der Herr der Kirche doch zum Ziel mit ihm. Er kam zunächst als Vikar nach Giengen, der ehemaligen Freien Reichsstadt, um dem erkrankten Pfarrer auszuhelfen. Dort lernte er die seelsorgerliche Aufgabe bei Schwerkranken und Trinkern als den schwersten Dienst des Pfarrers kennen. Nach halbjährigem Dienst in Giengen bekam er einen Ruf an das christliche Volksschullehrerseminar in Tempelhof, dem er gern Folge leistete. Er hatte den jungen Lehrern auch Elementarunterricht zu geben in Weltgeschichte, Literaturgeschichte und deutscher Grammatik. Heim war mit den jungen Menschen jung. Er übte mit ihnen „Wallensteins Lager“ ein und führte es auf einem freien Platz im Walde auf. Mit Hilfe der jungen Leute wurde ein Badeplatz an einem nahegelegenen See eingerichtet, ein Sprungbrett und ein Floß gezimmert. Das Floß kam ihnen zugute, als eines Tages ein Schüler sich beim Schwimmen in Schlingpflanzen verwickelte. Seine Kameraden konnten ihn im letzten Augenblick mit Hilfe des Floßes aus der Tiefe ziehen. Besonders beim Religionsunterricht fiel dem jungen Lehrer die träge Teilnahmslosigkeit seiner Schüler auf. Karl Heim hatte den Eindruck, daß Gebundenheiten auf sittlichem Gebiet daran schuld sein könnten. Denn wo Widerstand gegen das Göttliche sich bemerkbar macht, da ist oft eine sexuelle Verschmutzung mit im Spiel. In seiner Ratlosigkeit kam Heim der Bund des Weißen Kreuzes zu Hilfe. Es gehört zu dessen Satzungen, daß man nach einer seelsorgerlichen Aussprache mit einem älteren Mitglied durch schriftliches Ablegen des Keuschheitsgebüldes dem Bund beitreten kann. Als Heim seinen Schülern berichtete, daß er selbst Mitglied geworden sei, kam die Mehrzahl der Schüler zu ihm zum seelsorgerlichen Gespräch. Damit war

der Bann gebrochen. Viele fanden Hilfe und erfuhren, wie ihr Gewissen von der Last der Schuld befreit wurde. So wurde Heim ein Missionar an den jungen Menschen. Das seelsorgerliche Einzelgespräch und die Lösung, die die Gebundenen dadurch erfuhren, war das Mittel, vielen Schülern zum fröhlichen Christusglauben zu verhelfen. Die missionarische Liebe war richtunggebend für Heims Handeln. Gerettetsein bringt Rettersinn. Aus dieser missionarischen Liebe heraus kümmerte sich der Vikar in Tempelhof um einen schwererkrankten Schüler, sagte ihm schonend die Wahrheit und harrete, neben ihm liegend, auch des Nachts bei ihm aus, als er außer dem Lehrer niemand anders zur Pflege zuließ, bis er seinen letzten Atemzug tat.

In diese Tempelhofer Zeit hinein kam der Ruf an den jungen Vikar, Reisesekretär der Christlichen Studentenvereinigung zu werden. Heinrich Witt, der erste Reisesekretär der Christlichen Studentenvereinigung, brachte ihm persönlich die Berufung nach Tempelhof. Witt wollte sich der China-Inland-Mission zur Verfügung stellen und brauchte einen Nachfolger. Karl Heim war durch die Gründung des Tübinger Kreises bekanntgeworden. So fiel die Wahl auf ihn. Heim behielt sich Bedenkzeit vor und wollte schriftlich die Antwort geben. Er besprach mit seinen jungen Kollegen aus dem Lehrpersonal des Seminars diese entscheidungsschwere Angelegenheit. Konnte er sich aus dem Dienst seiner Landeskirche lösen, in der schon seine Vorfahren mit Freuden dem Herrn gedient hatten? Durfte er das? Elias Schrenk hatte seine eigenen Söhne von einem derartigen Reisedienst zurückgehalten, weil er der Meinung war, die fehlende Stille mache sich in einer Verflachung bemerkbar. Schließlich kamen seine jungen Freunde in Tempelhof auf den Gedanken, man könnte einem der alten Gemeinschaftsväter diese Frage zur Entscheidung vorlegen.

Im Schwabenland gibt es einige hochangesehene alte Brüder meist aus den Kreisen Michael Hahns, die in einem

ständigen Umgang mit dem Wort Gottes und im Gebet leben, denen man einen tiefen Einblick in die Dinge zu-
traut, und die man gern um Weisung angeht. Auch in der
Nähe von Crailsheim wohnte ein solch ehrwürdiger Vater
in Christo. Heim machte sich, begleitet von zwei Kollegen,
nach dem drei Stunden entfernten Ort auf, um sich seel-
sorgerlichen Rat zu holen. Da sie früh aufgebrochen
waren, kamen sie gerade dazu, wie der alte Bauer wie ein
Patriarch seine stattlichen Söhne um sich versammelt
hatte. Sie standen im Kreise um ihn, die Sensen in der
Hand. Der Vater sprach mit ihnen ein herzandringendes
Gebet. Dann gingen sie zur Arbeit. In die Stube einge-
laden, brachte Heim sein Anliegen vor. Er berichtete von
der Arbeit an den Studenten, wie sie Erweckung und Stär-
kung ihres Glaubenslebens nötig hätten, und von dem
Ruf, der an ihn ergangen wäre. Da sagte der ehrwürdige
Alte plötzlich auf gut schwäbisch: „Do muascht na!“
Heim hatte den gegenteiligen Rat erwartet. Nun wurde
es ihm ganz gewiß, daß er seine engere Heimat verlassen
solle, um dem Ruf Gottes Folge zu leisten.

Sein Reisedienst führte ihn an alle Universitäten und
Technischen Hochschulen Deutschlands. Er besuchte zuerst
den kleinen Kreis der Christlichen Studentenvereinigung,
ließ sich ihre Nöte schildern, dann hielt er mit ihnen eine
Bibelbesprechstunde.

In öffentlich am Schwarzen Brett angeschlagenen Vor-
trägen sprach er über Themen, die einem allgemeinen In-
teresse begegneten, etwa über „die Versunkene Glocke“
von Gerhart Hauptmann, indem er dieses Drama in Be-
ziehung zum christlichen Glauben setzte. Die vollsten Säle
hatte er, wenn er über die sexuelle Frage sprach; denn hier
lag eine Hauptnot der jungen Menschen. Je öfter er eine
Universität oder Hochschule besucht hatte, um so mehr
gewann er Eingang und Vertrauen bei der Studentenschar,
die sich regelmäßig um die Bibel versammelte. Die missio-
narische Liebe, die ihn auch bei dieser Arbeit beseelte,
nötigte ihn, in der Sprache der Gegenwart, ausgehend von

der studentischen Problematik und hinführend zum Zeugnis von Christus, mit den Studenten zu reden. Höhepunkt seines Dienstes waren die jährlichen Studentenkonferenzen. Da traf er mit den großen Gottesmännern zusammen, an denen sein Glaube sich stärkte. So lernte er auf einer Konferenz des Weltbundes der Christlichen Studentenvereinigungen, die im Jahre 1900 in Paris stattfand, den amerikanischen Evangelisten John Mott kennen, einen Mann von überströmender Energie und innerer Hoheit, die allen, die mit ihm zusammenkamen, den größten Respekt abnötigte. Besonderen Eindruck machte ihm der lebendige Christ aus dem russischen Hochadel, Baron Nikolai. Dieser hatte eine wunderbare Sprachengabe, so daß er eine Gebetsgemeinschaft in fünf Sprachen dolmetschen konnte. Nikolai lud Heim ein, auf seine Kosten nach Rußland zu kommen, um dort eine Christliche Studentenvereinigung zu gründen. Heim folgte dieser Einladung und reiste über Dorpat und Riga nach Petersburg. Weder vorher noch nachher hat Heim eine solche Pracht erlebt wie im Nikolaischen Palast. Diener in Gold- und Brokatlivree standen an jeder Tür, um sie zu öffnen und zu schließen. Beim Essen stand hinter jedem Stuhl ein solcher Diener, um dem Gast die Speisen vorzulegen. Aber das Riesenreich erzitterte in seinen Grundfesten; denn die große Revolution, die dann 1905 ausbrach, bereitete sich vor. Und wie wenig war die russische Christenheit auf diesen Sturm vorbereitet! Da war die Staatskirche in ihrer Erstarrung, die jeden verfolgte, der nicht zu ihr hielt. Und doch hörte Karl Heim in der Isaakskathedrale zu Petersburg eine herrliche Passionsmusik, in der das Sehnen des menschlichen Herzens nach Frieden mit Gott in einer von ihm noch nie vernommenen Weise zum Ausdruck kam. Als die Musik in der Darstellung der menschlichen Erlösungssehnsucht auf dem Höhepunkt war, öffneten sich die Türen. Die ganze Gemeinde fiel auf die Knie, und hervor traten in wunderbaren Gewändern die Priester mit dem Allerheiligsten in den Händen, das sie durch die

Menge trugen. Eine neben ihm kniende Mutter hielt ihr Kleines dem Priester entgegen, daß er ihm das Heiligtum reiche zum Kuß.

Als Heim in Dorpat den berühmten lutherischen Theologen Alexander von Oettingen besuchte, schrie der ihn an, der nach der Sitte der damaligen Zeit Glacéhandschuhe trug: „Ziehen Sie doch ihre Handschuhe aus! Lederne Geschichte! Wir brauchen hier keinen Dr. Heim, wir sind alle getaufte Christen und keine Heiden, zu denen man Missionare schicken muß!“ Und als Heim erwiderte, er sei nur gekommen, um unter den Studenten eine kleine Gemeinde zu sammeln, da reizte ihn das Wort Gemeinde zum Widerspruch. „Eine Studentengemeinde gibt es so wenig, wie es eine Schornsteinfegergemeinde oder Schuhmachergemeinde gibt. Eine Gemeinde baut sich immer aus Familien auf. Zu ihr gehören Väter und Mütter, Greise und Kinder, also etwas, was es auf der Universität überhaupt nicht gibt.“ Und doch sind aus dieser lutherischen Gemeinde, die so wenig missionarisch eingestellt war, wenige Jahre später die baltischen Märtyrer hervorgegangen.

Das eindrucksvollste Erlebnis, das Karl Heim in Petersburg hatte, war die heimliche Versammlung der Stundistengemeinde, die er im Keller des Nikolaischen Palastes mitmachen durfte. In den dunklen, nur schwach erleuchteten Raum strömten von allen Seiten hohe, bärtige Bauerngestalten, mit Schafpelzen angetan. Jeden Augenblick konnten sie von der Polizei entdeckt werden, und das bedeutete Abtransport nach Sibirien. Diese drohende Gefahr schloß die Schar zu einer Bruderschaft in Christus zusammen. Da kniete der Vornehme neben dem Bauern, der Besitzer neben dem leibeigenen Knecht. Es gab keinen Leiter, nur den unsichtbaren Herrn, den die Schar anrief: „O Gospodin! O Herr!“ Es war ein wunderbares Wehen des Gebetsgeistes. Diese Katakombenkirche wird auch den kämpferischen Atheismus Rußlands siegreich überstehen. Als Karl Heim aus dieser kurzen Gebetsandacht wieder

auf die Straße trat, kam es auf dem Platz vor der Kasanischen Kathedrale zu einem Zusammenstoß zwischen einem mächtigen Aufzug von Studenten und revolutionären Arbeitern und einem großen Aufgebot Kosaken, die mit der Nagaika, einer mit Bleistücken besetzten Peitsche, ausgerüstet waren. Sie schlugen auf die ihnen todesmutig entgegenziehenden Studenten ein. Acht Studenten brachen tot zusammen, fünfzig wurden schwerverwundet vom Platz getragen. Einzelnen waren die Augen ausgeschlagen worden. Heim wurde mit einer Menge von Passanten in die Vorhalle der Kathedrale abgedrängt. Dieser Unruhen wegen sah er sich gezwungen, seine Arbeit in Petersburg abubrechen und über Helsinki, wo John Mott kurz zuvor gewesen war und einen christlichen Studentenkreis gegründet hatte, nach Hause zu reisen.

Ein Vortrag, den Heim bei der 15. Allgemeinen Studentenkonferenz im Jahre 1905 zu Wernigerode gehalten hat, gibt uns ein gutes Bild von seiner Art, mit Studenten missionarisch zu reden. Der Vortrag hatte das Thema: *Bilden ungelöste Fragen ein Hindernis für den Glauben?* Mit diesem Wort hat Karl Heim vielen Zweiflern zum lebendigen Glauben verholfen. Karl Heim beginnt mit der Frage, ob wir nicht einfach, wie einmal ein Älterer unter uns gesagt hat, wie Königskinder an diesen Problemen vorbeirauschen dürfen. Der Weg zu Jesus ist ja so einfach. Der Herr ist nahe! Wir brauchen nur die Schleusen zu öffnen, und der göttliche Segensstrom flutet in unser Leben ein. Ja, für uns selbst dürfen wir an diesen ungelösten Fragen vorübergehen, aber nicht an den Menschen, die an solchen Fragen zugrunde gehen. Der Priester und der Levit hielten es für ratsam, an dem unter die Mörder gefallenen Menschen vorüberzugehen. Die Gegend war einsam und felsig. Hinter jedem Felsen konnten die Mörder lauern. Aber Jesus will, daß wir selbst in der gefährlichsten Gegend weilen, wenn ein Verwundeter dort liegt.

Die Verwundeten, die wir meinen, sind nicht die kalten Skeptiker, die für die Frage, ob es einen Gott gibt, nur

noch ein Lächeln haben, die gar nicht begreifen können, daß in unserem erleuchteten Zeitalter der von Haeckel heraufgeführte Tag die Fledermäuse der Nacht noch immer nicht völlig verscheucht hat. Solche Leute sind nicht verwundete, sondern einfach geistig zurückgebliebene Menschen, denen das Rätsel unseres persönlichen Daseins, das Wunder des den ganzen Kosmos umspannenden Menschengestes noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Wir meinen auch nicht die, die einen gewissen Eindruck von Jesus empfangen haben, denen aber die ungelösten Fragen ein willkommener Vorwand sind, um ein Recht zur Halbheit zu haben, um dem vernichtenden Blick Jesu auszuweichen. Die vollen Strahlen seiner Person würden sie versengen, aber die matten Umrisse, die durch die Nebel der historischen Unsicherheit hindurchschimmern, kann man eben noch aushalten, ohne sein Leben von Grund auf ändern zu müssen.

Die Verwundeten, die wir meinen, sind Menschen, denen der Zweifel die Seele zerrissen hat. Vielleicht verrißt sich diese Zerrissenheit gerade durch die Leidenschaft, mit der sie dem Geist einer gläubigen Gemeinschaft Opposition machen, während doch ihre ganze Seele voll Sehnsucht nach den Realitäten ausschaut, die hier bezeugt werden. Vielleicht gehören sie auch zu den stillen Leuten, die schweigsam der gläubigen Verkündigung folgen und für entschieden gelten, weil sie bei keiner Gebetsversammlung fehlen. Aber wenn sie abends auf ihr Zimmer zurückkehren und die Wellen all der persönlichen Einflüsse, die sie emportrug, abgeflutet sind, dann sitzen sie auf dem Sande, und es kommt wie ein dumpfer Druck die Frage über sie, ob vielleicht alles Täuschung war. Dieser schwüle Druck löst sich in einer Masse von Fragen aus, die nun auf sie einstürmen wie eine Menge von Gewittern, die gleichzeitig von allen Seiten wetterleuchtend gegen eine Stadt heranziehen.

Da kommen zuerst die *naturwissenschaftlichen* Einwände: Kann man nicht durch Verletzen von Gehirnteilen

unsere Seele Stück für Stück abtragen, so daß unsere Seele noch früher stirbt als der Leib, wie ein Licht verglimmt, dem man die Nahrung entzieht? Sollte nicht auch die Gottesehnsucht dieser Seele und ihre Ruhe in Jesus solch ein Lichtschimmer sein, der aufhört, wenn die phosphoreszierenden Stoffe vergehen, über denen er eine Zeitlang wie ein Irrlicht zu schweben schien? Und dann: ist es etwas anderes, wenn in einem ausgetrockneten Fluß Tausende von Fischen sterben und dort in Nordindien ein Erdbeben Tausende von Menschen, Heiden, Christen, Missionare, alles durcheinander, unter Schutt begräbt? Haben wir nicht da und dort dasselbe blinde Durcheinanderrollen von Massen und Gewalten, die einfach niedertreten, was ihnen in den Weg kommt? Da soll ein Zweck dahinter sein? Hinter diesen Epidemien, Hungersnöten, Massenkatastrophen soll einer stehen, der das Weinen jenes Kindes hört, das unter den Trümmern nach seiner Mutter ruft, die im Schutt begraben liegt?

Von einer anderen Seite kommen die *philosophischen* Fragen, die der subjektiven Stimmung unserer Zeit entspringen. Ist das ganze Dasein nicht ein bloßer angstvoller Traum? Wer weiß es? Ich komme ja nie über meine Subjektivität hinaus. Augen und Ohren trügen. Das weiß jedermann. Trügt vielleicht nicht auch das innere Ohr meiner Seele, das, wie Luther sagt, das heimliche Einraunen hört: „Dir sind deine Sünden vergeben.“ Niemand kann beweisen, daß nicht alles Illusion und Projektion von Menschenwünschen an die Wolken ist. Aber, wem diese Gedanken noch nicht gekommen sind, der hat vielleicht eine dritte Art von Fragen. Es sind die *historischen*. Alle geschichtlichen Tatsachen lassen sich im besten Fall nur wahrscheinlich machen. Die Geister, die wir durch diese flüchtigen Andeutungen aus dem Abgrund heraufbeschworen haben, sind den denkenden Christen wohl nicht nur aus Debatten mit christusfernen und abgewandten Gegenwartsmenschen bekannt, sondern sie sind auch persönlich von diesen Fragen nicht unangefochten geblie-

ben. Nur die Art ist verschieden, in der sich die einzelnen mit diesen Fragen abgefunden haben.

Bei einigen liegen diese Fragen noch jenseits des Bewußtseins wie schlafende Lawinen. Hier und da findet man Menschen, über deren innerer Welt ein Friede liegt wie über einem weltabgeschiedenen Alpentäl. Aber hoch oben in den Bergen türmen sich schon die Schneemassen. Oft genügt ein Flintenschuß, um eine Lawine zu lösen, die ein ganzes Tal verschüttet. So bedarf es nur eines neuen Buches oder eines neuen Tischgenossen, und die schlafenden Fragen erwachen alle auf einmal, gehen wie Lawinen nieder und verwandeln den Frieden des Kinderglaubens in ein Trümmerfeld. Andere stehen vielleicht im akuten Kampf mit diesen Fragen. Diese Fragen halten ihre Bekehrung auf, sind schreckliche Bundesgenossen des alten Menschen, brechen im Augenblick der Entscheidung aus dem Hinterhalt hervor und verwandeln die beinahe gewonnene Schlacht in eine Niederlage, raunen ihnen, wenn sie mit ihrer Lieblingssünde brechen wollen, wie die Schlange ins Ohr: „Sollte Gott gesagt haben?“

Endlich gibt es solche — aber es sind wenige —, die diese Fragen kennen, aber für die sie wie Gewitter sind, die man vom Hochgebirge aus tief unter sich grollen hört. „Sie haben ihre Vernunft gefangen gegeben in den Gehorsam Christi.“ Alle Einwände der kalten Kritik gegen ihn, alle Zweifel an seiner göttlichen Größe werden ihnen durch Erfahrung seiner unmittelbaren Nähe verzehrt wie Wassertropfen von einer Flamme, gegen die sie gespritzt werden.

Sollen wir diese Fragen nicht einfach niederschlagen, ihnen im Namen Gottes Schweigen gebieten, wie Jesus den Dämonen Schweigen gebot? Aber es gibt ein intellektuelles Gewissen. Das darf nicht mit Gewalt unterdrückt oder verletzt werden.

Also können wir diese Fragen, wenn sie einmal da sind, nicht übertäuben, auch nicht in einen Strom heiliger Empfindungen versenken. Damit wird die Frage nur schwerer:

Was bedeuten diese Fragen für unser inneres Leben? Was spielen sie für eine Rolle bei der Entstehung des Glaubens?

Vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick, was bei der Entstehung des Glaubens vor sich geht! Versenken wir uns in jenen wunderbaren Vorgang, um den sich unsere ganze Lebensgeschichte dreht, den Vorgang, in dem unser kleines menschliches Ich sich dem großen göttlichen Ich nähert und unter dem Eindruck von Gottes Größe und Erbarmen Vertrauen zu ihm faßt! Das Eigentümliche bei diesem Vorgang ist, daß sich zwei Personen gegenseitig suchen. Wir suchen ihn, und er sucht uns. Es ist, wie wenn Bergleute bei einem Grubenunglück im verschütteten Schacht lebendig eingeschlossen sind und man nach ihnen sucht. Die Verunglückten suchen durch Klopfen mit ihren Rettern in Verbindung zu kommen, und von der anderen Seite her suchen die Retter durch Klopfen und Graben nach den Verunglückten. Wir alle sind unter dem Druck von Sünde und Vergänglichkeit wie in einem dunklen Schacht verschüttet. Aber von der anderen Seite her sucht einer nach uns. Wir alle kennen das bange Klopfen an Steinmauern, die uns von Gott trennen, das angstvolle betende Horchen, ob Antwort von der anderen Seite kommt, den Jubel, der unsere Seele durchbraust, wenn wir mit klopfendem Herzen die ersten fernen, leisen Hammerschläge von der anderen Seite klingen hören, eine Antwort Gottes, eine erste, aufjauchzende Gewißheit seiner Realität, und dann wieder die Angst, wir könnten uns getäuscht haben, es könnte nur das Echo unseres Klopfens gewesen sein. Wir alle harren der Zeit, da vollends die letzte dünne Mauer, die uns noch von Gott trennt, durchbrochen ist und wir als Gerettete unserem Retter in den Armen liegen und ihn schauen, wie er ist. Wir fragen uns: Was spielen da die ungelösten Fragen für eine Rolle? Offenbar dieselbe wie überall da, wo zwei Personen einander gegenseitig suchen.

Denken wir an die Entstehung eines idealen Freund-

schaftsverhältnisses! Wenn wir uns einem Menschen nähern, weil wir empfinden, es zieht uns mit allen Fasern unseres Lebens magnetisch zu ihm hin, so ringt zweierlei miteinander: einmal der Drang, uns ihm so schnell wie möglich an die Brust zu werfen. Aber derselbe Drang hält uns auch wieder zurück und drängt uns zu der Frage: Können wir es wirklich wagen? Ist das Fundament fest genug, um so viel darauf zu bauen? Dann treibt uns gerade unser erwachendes Vertrauen dazu, an dieser Person Kritik zu üben, sie prüfend zu beobachten, sie auf die Probe zu stellen. Ohne diesen tragischen Konflikt zwischen dem Drang zur Hingabe und der hemmenden Kritik, die aus demselben Drang geboren wird, kann das Höchste nicht stattfinden, was es auf Erden gibt: das Sichfinden von zwei Menschen, die sich lange gesucht haben.

Dieses alles ist nur ein menschliches Gleichnis für das, was sich zwischen uns und Gott abspielt. Wir erkennen daraus eine dreifache Rolle, die der Zweifel spielt, sooft eine Seele und ihr Heiland einander suchen.

1. Der Zweifel besteht aus dem ernststen Verlangen, sich Gott hinzugeben.

2. Er wirkt zunächst wie ein Eishauch auf das erwachende Vertrauen zurück.

3. Dieser Konflikt muß aber sein, wenn das Vertrauen wirklich Vertrauen werden und den Charakter des persönlichen Glaubens erhalten soll.

Wenn du nach Gott fragst, dann mußst du es von ganzer Seele tun und aus allen deinen Kräften, mit dem klaren Bewußtsein: Sein oder Nichtsein, das ist jetzt die Frage! Wer diese Frage kühl oder zum Vergnügen aufwerfen kann, um das Für oder Wider gegeneinander abzuwägen, fragt überhaupt nicht nach Gott, sondern vielleicht nach einer menschlichen Idee von Gott, nach einem Abschluß einer Weltanschauung, nach einem Begriff vom Unbegreiflichen, der ihm natürlich unter den Händen zerrinnt. Wer wirklich fragt, ob Gott ist, kann es nur tun mit dem eisernen Willen, aus der Antwort, wie sie auch lauten

mag, alle Konsequenzen zu ziehen. Wenn unsere Seele und unser Gewissen mitfragt, dann ist der Ernst in unser Leben eingetreten, daß wir begonnen haben, mit Furcht und Zittern unsere Rettung zu suchen.

Auf der einen Seite wird der Zweifel aus dem beginnenden Glauben heraus geboren, auf der anderen Seite ist er des beginnenden Glaubens größtes Hindernis. Blicken wir in die Heilige Schrift hinein, so wird uns die merkwürdige Tatsache entgegentreten, daß die erste Jünger-gemeinde aus der Nacht des Zweifels heraus geboren wurde. Jesus gibt dafür eine Naturanalogie, wenn er daran erinnert, daß alles Werden aus der Angst der Mutter geboren wird. Das ganze Leben im Kosmos beruht darauf, daß die schwingenden Welten sich nicht bloß gegenseitig anziehen, sondern daß zugleich ein Widerstand und Gegendruck da ist, durch dessen Überwindung die Anziehungskraft erst ausgelöst wird. Erst unter dem Gegendruck des Zweifels schwillt der Glaube zur Riesenkraft an. Wie in einem furchtbaren Sturm hin- und hergeworfen von den chaotischen Wogen auf einmal unser lauschendes Ohr die Stimme heraushört: „Fürchte dich nicht; ich bin's!“ Gott verbirgt sich hinter dem Mechanismus materieller Kräfte, um uns im Gewissen zu überführen durch persönliche Offenbarung. Auch die Schuld ist eine Tatsache, an der sich unser Denken bricht. Sie ist das Ende des Denkens. Der Fels unseres Heils mußte so schroff ins Meer der Menschengeschichte fallen, daß sich das Denken jedes Jahrhunderts an ihm wie eine Welle brach.

Die bemalten Fenster eines alten Doms erscheinen von außen betrachtet grau und voll unverständlicher Linien. Tritt man aber ins Innere des Heiligtums, so werden die Figuren klar, und die Farben leuchten.

So ist auch die Tatsache des Kreuzes unverständlich für den, der außerhalb ihrer Wirkungen steht und sie vom unbeteiligten Denken aus betrachtet. Treten wir in das Innere des Heiligtums, ist uns in Christo die Welt mit allen ihren Gedanken und Systemen gekreuzigt und wir

der Welt. Es handelt sich in unserem Glauben nicht um einen Gedanken, sondern um einen, der lebt. Alle Verstandesargumente müssen an seiner überströmenden Lebendigkeit zerschellen. Lebt er, dann sind wir alle in seiner Gewalt. Lebt er, dann können wir uns jubelnd und sorglos in die Wogen des Denkens und Forschens stürzen. Keine Theorien können uns ja dann von ihm scheiden. Denn wo sollen wir hingehen vor seinem Geist? Und wo sollen wir hinfliehen vor seinem Angesicht?

Konviktsinspektor und Universitätsprofessor

Als Karl Heim sich im Jahre 1905 entschloß, seine Stellung als Reisesekretär der Christlichen Studentenvereinigung zu verlassen und in den Dienst seiner Heimatkirche zurückzukehren, griff Gott in sein Leben ein durch einen Ruf des Professors Martin Kähler, die Aufgabe des Konviktsinspektors am schlesischen Studentenkonvikt zu übernehmen. Es war ähnlich wie in Tempelhof im Lehrerseminar, als Heinrich Witt ihn zum Nachfolger im Reisedienst der Christlichen Studentenvereinigung berief. Der Konviktsinspektor hatte mit zwölf Studenten, die zusammenwohnten, theologische Übungen über die Hauptfächer zu halten und sie seelsorgerlich zu betreuen. Außerdem mußte er die Wochenschlußandacht halten. Professor Kähler übertrug Heim dieses Amt nicht ganz leichten Herzens, weil ihm seine Herkunft aus dem Bildungsgang des Tübinger Stifts und aus dem württembergischen Pietismus verdächtig war. Er befürchtete einerseits, daß sich die philosophische Einstellung der Stiftler wie ein Mehltau auf das unmittelbare biblische Glaubensleben lege. Und der Pietismus wiederum erschien ihm missionarisch zu aggressiv, als ob Heim, wie er sich ausdrückte, „die Studenten missionarisch über die Klinge springen ließe“. Kähler sagte ihm dann, als er ihm die Ernennung zum Konviktsinspektor mitteilte, das Kuratorium erwarte von ihm, daß er wie sein Vorgänger sich als Privatdozent an

der Universität habilitiere. Mit der Annahme dieses Auftrages war er endgültig auf das wissenschaftliche Gleis geschoben. Es ging jetzt darum, das Ganze des christlichen Glaubens wissenschaftlich zu durchdenken und darzustellen und die Angriffe des Unglaubens gegen den Glauben zu entkräften. Wo war der feste Punkt, in dem er Fuß fassen konnte, um Zweifel und Unglauben zu überwinden? Es war das, was er in Frankfurt unter den Worten von Elias Schrenk erlebt hatte, daß es nur in Jesus Christus möglich ist, sein Leben noch einmal von vorn zu beginnen. Nun war die Auseinandersetzung mit den Geistesmächten seiner Zeit, die gegen sein Glaubensfundament anstürmten, nötig. Stellvertretend für seine Studenten mußte er den Anprall moderner Wissenschaft gegen den Fels des Glaubens aushalten, ja sieghaft überwinden. Der Zusammenstoß zwischen Glauben und Denken hatte schon den heranwachsenden Schüler beschäftigt. Er hatte sich zum Erstaunen seines Repetenten an Kants „Kritik der reinen Vernunft“ gemacht, dann hatten ihn Fechners Bücher über „Die Nachtansicht der Welt“ und „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht“ ganz gefangengenommen. Die Wirklichkeit der Welt ist uns nur als Empfindungskomplex gegeben. Der Wille ist der Plan im Raum der Vorstellung, der dann als Tat zum zweitenmal über die Bühne der Wirklichkeit geht. So setzte Heim als Motto über sein erstes Buch „Das Weltbild der Zukunft“ den indischen Satz: „Seele nur ist dieses Weltall.“ Religion, so führt er in diesem Buch aus, ist nichts als ein kollektiver Willensakt, in dem ein Ereignis, das später erst eintritt, im Raum der Vorstellung und des Gedankens vorweggenommen wird. So glauben wir an die Übernahme der Weltherrschaft durch Jesus Christus und bauen unser Leben auf dieses Hoffnungsbild.

Dieses erste Buch von Karl Heim, dem jungen Privatdozenten der Universität Halle, wurde vor allem von der studentischen Jugend mit Begeisterung aufgenommen. Die Jugend begrüßte den Anbruch eines neuen Tages, wo der

Materialismus überwunden ist und alle Zweifel besiegt sind. Aber die älteren akademischen Lehrer fällten ein vernichtendes Urteil. Den Titel fanden sie „reichlich grün“. Einer nannte es eine unreife Schau. Die wohlwollenden Professoren gaben Heim den Rat, wenn er seinen Ruf, den er durch diese himmelstürmende Schrift gefährdet habe, wiederherstellen wolle, dann müsse er durch eine historische Untersuchung beweisen, daß er imstande sei, historische Quellenarbeit zu treiben. Aber die Studenten strömten in seine Vorlesungen, nicht nur Theologen, sondern auch Studenten anderer Fakultäten. Erschien uns die bisherige dogmatische Theologie wie eine mühsame Verteidigung, wobei die Theologie durch die Angriffe ungläubiger Wissenschaft gezwungen war, Schritt für Schritt zurückzuweichen, so daß das wissenschaftliche Denken den Glauben an das Heil in Christus immer mehr an die Wand drückte, so ging es nun kühn voran zum Angriff gegen eine vermeintlich voraussetzungslose Wissenschaft, die doch auf brüchigen Fundamenten stand. Daß es möglich ist, so radikal zu denken, wie Karl Heim es tat, und doch an Jesus Christus, den Sohn Gottes, zu glauben, das nahm uns die Angst vor dem Denken und gab unserem Glauben Zuversicht. Mit Ehrfurcht und Staunen betrachte ich heute mein Dogmatik-Kollegheft, das ich im Jahre 1913 zu Halle im Hörsaal Karl Heims geschrieben habe. Ich habe als junges Semester wohl nicht alles verstanden, aber die Durchschau in die Fundamente unseres Glaubens wurde mir geschenkt, zumal mich Gott schon vorher bei meinem Namen gerufen und mir in Jesus Christus den Himmel der Getrostheit und des Sieges aufgeschlossen hatte. Wie gekünstelt erschienen uns jetzt die von einem veralteten Wissenschaftsbegriff bestellten Entmythologisierungsversuche, geradezu lächerlich das allzu schnelle Bereitsein, alles Wunderbare in das Bassin der Gemeindetheologie zu versenken, wie wir es in anderen Hörsälen, etwa bei der religionsgeschichtlichen Schule, erleben mußten!

Schien uns vorher die Theologie wie unter Glas in einem von der Zugluft modernen Denkens geschützten Raum zu sein, so tat uns jetzt die frische, freie Luft, die uns umwehte, wohl. Wir modernen Menschen, die wir philosophische und naturwissenschaftliche Probleme konnten und freimütig durchdachten, wir konnten glauben in froher Gewißheit. Für diesen Dienst, den uns unser Lehrer Karl Heim getan hat, können wir nicht genug dankbar sein.

Inzwischen hatte Heim auch bei den zünftigen Theologen mit genauen dogmengeschichtlichen Untersuchungen, wie in der Schrift „Das Wesen der Gnade und ihr Verhältnis zu den natürlichen Funktionen des Menschen bei Alexander Halesius“ und in dem größeren Werk „Das Gewißheitsproblem in der systematischen Theologie bis zu Schleiermacher“, Anerkennung gefunden. Professor konnte er nur werden, wenn eine theologische Fakultät ihn berief. Da er aber niemandes Schüler war und einen ganz neuen Weg ging, wollte ihn kein akademischer Lehrer vorschlagen. Der sehr einflußreiche Professor Seeberg in Berlin, den er gelegentlich besuchte, machte ihm den Vorschlag, man könnte ihn in einer ganz kleinen theologischen Fakultät auf eine außerordentliche Dozentenstelle für praktische Theologie setzen. Aber allen Hindernissen zum Trotz bekam er doch einen Ruf an die neugegründete theologische Fakultät zu Münster in Westfalen, die nicht nach der aristokratischen Universitätsverfassung, sondern weil sie eben eine Neugründung war, durch den preußischen Kultusminister besetzt wurde. Der Minister berief Männer, die eine Anziehungskraft auf die Studenten bewiesen hatten, um der neuen Fakultät zu einem guten Start zu verhelfen. So wurde Heim zum Dogmatiker berufen. Heim schreibt über seine Lehrauffassung folgendes: „Meine Philosophie und Theologie war in dem Satz zusammengefaßt: ‚In Christus sind verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis.‘ In dem kleinen Leitfaden, den ich meinen Hörern als Grundlage für die Vor-

lesung in die Hand gab, war dieser konsequente Christozentrismus gedanklich nach allen Seiten entfaltet und das ganze Weltgeschehen von seinem Ursprung an bis zu seiner Vollendung verstanden als ein Weg, der zuletzt zur Verherrlichung des Christus führen wird und von dorthier schon jetzt seinen letzten Sinn erhält.“

Schon zwei Jahre vor seiner Berufung nach Münster war die Tochter des Dekans Uhl in Neuenbürg seine Gattin geworden, die im Innersten mit ihm übereinstimmte und für seinen ganzen Dienst ihm Gehilfin sein konnte.

Ehe Heim seinen Dienst in Münster antreten konnte, brach der erste Weltkrieg aus. Da die Hörsäle verödet waren, stellte er sich dem deutschen Studentendienst zur Verfügung und erklärte sich bereit, mit den im Felde stehenden Studenten über berufliche und seelsorgerliche Fragen in Briefwechsel zu treten. Täglich kamen Briefe, die ihn tief hineinschauen ließen in die Sorgen und Nöte der Studenten im Soldatenrock.

Vorher wurde ihm ein schwerer Auftrag zuteil. Sein Schwager Hermann Uhl lag, durch einen englischen Schrapnellschuß schwer kopfverletzt, einseitig gelähmt in einem Feldlazarett bei Ypern. Heim fuhr dahin, um dem Schwerverletzten beizustehen. Täglich durfte er ihn eine Stunde lang besuchen. Er kam mit ihm überein, ihm die für unsere ewige Rettung zentralsten Kapitel der Bibel noch einmal vorzulesen. Heim bereitete sich für diese Stunden sorgfältig vor. Er las ihm die herrlichsten Verheißungen der Propheten, die wichtigsten Heilands Worte aus den Evangelien und aus den Abschiedsreden. Dann las er die mächtigen Kapitel des Römerbriefs und zuletzt die Schlußkapitel der Offenbarung. Nur sieben Kilometer lag das Lazarett hinter der Front. Die Begleitmusik zu den Bibelworten gaben die schweren Granaten, deren Abschluß und nach wenigen bangen Augenblicken den Einschlag man genau hörte. Vor den Fenstern war der Soldatenfriedhof, wo täglich Kameraden begraben wurden. Nach vierzehn Tagen begrub man auch Hermann Uhl, dem die ge-

waltigen Trostworte der Schrift den Abschied aus der Welt erleichtert hatten.

Diese seelsorgerliche Liebe Heims, die sich in hingebender Weise um den einzelnen kümmert, um ihm mit dem Höchsten zu dienen, war eine Ausstrahlung seines lebendigen Glaubens. Nicht um der Wissenschaft willen, am allerwenigsten um der eigenen Ehre willen vollbrachte Heim sein Lebenswerk. Er tat es aus der dienenden Liebe heraus. Adolf Köberle veröffentlicht in einer lebendigen Darstellung der Denkleistung Karl Heims („Das Glaubensvermächtnis der schwäbischen Väter“) einen Brief von ihm aus dem Jahr seiner Habilitation, in dem es heißt: „Wir müssen jetzt ganz neue Wege suchen, wenn wir nicht den Kontakt mit unserer Zeit vollends verlieren wollen, wenn nicht der ungeheure Riß zwischen der nur unter sich verkehrenden Theologie und der Welt der Mediziner und Naturwissenschaftler über kurz oder lang zu einer Katastrophe führen soll. Eine Riesenarbeit ist zu tun, um den schon seit hundert Jahren verlorenen Anschluß wiedereinzuholen, ehe es zu spät wird. Mit dieser Kassandrastimmung gehe ich freilich völlig einsam umher.“ So hat er mit Freuden den Auftrag des Deutschen Studentendienstes übernommen, Lagerpfarrer in einem Interniertenlager in Hald in Dänemark zu sein. In dieses Lager wurden invalide Soldaten aus den Gefangenenlagern in Rußland eingeliefert, denen er menschlich und seelsorgerlich beistand. Wenn ein neuer Transport gekommen war, führte er die kranken und verkrüppelten Offiziere und Soldaten gern in den ehrwürdigen Dom in Viborg, um ihnen die überlebensgroßen Bilder zu zeigen, die der Maler Joakim Skovgard an die Wände der Kirche gemalt hatte. Besonders eindrücklich war das Bild vom großen Abendmahl, in dem der Maler den Augenblick dargestellt hat, wo die Krüppel, Lahmen und Blinden von der Landstraße in den hell erleuchteten Festsaal geführt wurden. Heim fiel es besonders auf, mit welch zarter Behutsamkeit die Diener des Königs diesen Dienst an den

Armen taten. Der gelehrte Professor wußte sich auch als nichts anderes als einen Diener des Königs an diesen Kameraden, die in russischer Gefangenschaft Unsägliches erlitten hatten. Diese Gesinnung beseelte den tiefbescheidenen Mann sein Leben lang. So hat der bald achtzigjährige Gelehrte meinen Sohn, einen Tübinger Theologiestudenten, der todkrank in Königsfeld lag, als er dort einige Vorträge zu halten hatte, täglich besucht, um ihm beizustehen.

Das unglückliche Kriegsende, das Heim, wie er selbst sagt, in einer Kassandrastimmung erwartet hatte, führte ihn aus dem reichen Dänemark in das arm gewordene Vaterland zurück. In diese unglückliche Zeit fiel seine Berufung als Nachfolger Theodor Härings an die Universität Tübingen. Es war ein heißer Kampf um seine Person vorhergegangen, gegen die seine Gegner mit allen Mitteln kämpften. Heim betrachtet es als eine göttliche Fügung, daß trotz schärfster Opposition seine Berufung beschlossen wurde. So zog er im Frühjahr 1920 in das altvertraute, heimatliche Tübingen ein, wo er als junger Student die Fundamente im Glauben an Jesus Christus gelegt bekam und als Mitgründer der Christlichen Studentenvereingung den Weg des missionarischen Dienstes beschritten hatte, der jetzt vom akademischen Lehrstuhl aus einen weiten Raum und ein ganz großes Format bekommen sollte.

Tübingen, ehemaliges Bauernstädtchen am Neckar, trug noch jetzt in gewissen Stadtteilen ein bäuerliches und im ganzen ein kleinstädtisches Gepräge und strahlte zugleich als einzige Universität des Schwabenlands einen wunderbaren Zauber studentischer Tradition und tiefgründiger Gelehrsamkeit aus, wo seit Jahrhunderten die tiefsten schwäbischen Geister sich zusammengefunden hatten. Es war eine tiefbeglückende Heimkehr, als nun das Ehepaar Heim an der Neckarhalde Wohnung fand. Wenn man von den Höhen über Tübingen in die Ferne schaute, sah man an der Wurmlinger Kapelle vorbei, über die Uhland sein

unvergeßliches Lied gesungen hat, zu der Kette der den Horizont säumenden Rauhen Alb vom Hohenzollern bis zum Roßberg.

Der Zudrang zu Heims Vorlesungen war ganz außerordentlich, so daß die größten Hörsäle kaum ausreichten. Neunhundert Theologen waren schließlich an der Tübinger Universität eingetragen. Auf den offenen Abenden, die er in seinem Hause hielt, drängten sich die Studenten so, daß man Platzkarten ausgeben mußte. Da bekam der Professor Einblick in die Fragen, die die jungen Menschen bewegten, noch mehr als in den Vorlesungen und im Seminar. Und wie ist er da auf alle Probleme, die ihm vorgetragen wurden, liebevoll eingegangen, indem er jeden der oft recht unreifen Frager ernst nahm! Manchmal war es den andern fast zuviel, wie er sich um jeden mühte.

Die Lehrtätigkeit Karl Heims

Karl Heim hat keine empfangene Lehrtradition weitergeführt, obwohl er ganz im Erbe der schwäbischen Väter wurzelte. Er kam nicht aus der Schule eines bestimmten Gelehrten. Seine Art zu lehren wurde als revolutionierend neuartig empfunden. Er ist einen ganz eigenen Weg gegangen. Es war der Weg, dem Evangelium in der Gedankenwelt der Philosophien und Weltanschauungen seiner Zeit Raum zu schaffen. Diese philosophischen Systeme und Weltanschauungen hatten alle die Neigung, sich absolut zu setzen, alle Daseinsfragen in ihrer Weise zu beantworten und auf die biblische Offenbarung geringschätzig herabzusehen. Sie machten aus ihrem Weltbild einen Religionsersatz, eine religiöse Weltanschauung. Welchen babylonischen Turm bildet bis heute der dialektische Materialismus! Er hat politische Systeme und Reiche gebildet und mit äußerer Gewalt durchgesetzt und steht unter antichristlichem Vorzeichen. Die Auseinandersetzung mit dem Materialismus ist die große Aufgabe der

Christenheit. Heim hatte für das Kommende ein deutliches Gespür. Er konnte nicht untätig zusehen, wie viele Gebildete aus philosophischen oder naturwissenschaftlichen Gründen den christlichen Glauben preisgaben. Darum hat er sich mit jeder neu aufkommenden Zeitphilosophie denkerisch auseinandergesetzt. So hat er kein festes dogmatisches System hinterlassen. Es ist darum in keiner Weise einfach, die Frage zu beantworten, was er gelehrt hat. Man kann geradezu verschiedene Phasen seiner Lehrtätigkeit feststellen, je nachdem gerade ein babylonischer Turm einer absolut gesetzten Philosophie oder Weltanschauung Anspruch auf allgemeine Geltung erhob. Hat er in seiner Lehrtätigkeit in Halle sich mit dem Neukantianismus befaßt und seine Glaubenslehre auf den Fels der irrationalen Tatsache, die in Jesus Christus in diese Welt eingetreten ist, gegründet, wobei die im „Weltbild der Zukunft“ ausgesprochenen Gedanken der räumlichen Transzendenz zwischen Ich und Du, die durch die Signale des Wortes überbrückt wird, und der Auflösung der stofflichen Welt in den Fechnerschen Satz: „Seele ist dies Weltall“ mitschwangen, so hat er später die Aussagen vom Heil in Christus in den Denkformen der Einsteinschen Relativitätslehre, die einen Bezugskörper Alpha, also einen archimedischen festen Punkt voraussetzt, zur Darstellung gebracht. In dem Jahrzehnt, wo er seine sechs Bücher schrieb: „Der evangelische Glaube und das Denken der Gegenwart“, geht er von dem neuen physikalischen Weltbild aus, durch das die chinesische Mauer des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft ebenso wie das Kausalitätsgesetz, die Grunddogmen, auf die der Materialismus aufbaut, und deren Zerstörung er bis zum heutigen Tage nicht gelten lassen will, durchbrochen ist. Aber schon in Halle hatte uns Heim gelehrt, daß aus dem unendlichen Weltall jederzeit eine bisher unbekannte Kraft in den Kausalzusammenhang einbrechen kann, so daß das Wunder das Natürliche ist und der von der empirischen Beobachtung bis jetzt festgestellte gesetzmäßige Verlauf ein

Gnadenwunder des Schöpfers ist, um uns ein geordnetes Leben zu ermöglichen. Sein entschlossener Kampf galt jeder Absolutsetzung alter wissenschaftlicher Denkvoraussetzungen, die dem christlichen Glauben den Weg versperren wollen. Sein Denkprinzip war bei diesem Kampf immer, daß er die sich absolut setzende Philosophie von ihren eigenen Denkvoraussetzungen her aus dem Sattel hob und nachwies, daß eben dieses Sich-Absolutsetzen ein unerlaubter Denkübergreif ist, eine fehlerhafte Vergötterung der eigenen Denkposition.

Als ich ihm einmal meine Sorgen wegen der Relativierung der göttlichen Offenbarung in der Heiligen Schrift durch die Entmythologisierungsmethode vortrug, in der sich der Menschenverstand zum Meister der Heiligen Schrift macht und bestimmt, was geglaubt werden kann und was nicht, sagte er zu mir: „Die Methode der Entmythologisierung verlangt den Radikalismus, daß der Entmythologisierende sich selbst, sein physikalisches und philosophisches und historisches Weltbild, entmythologisiert. Vielleicht geht er von einem veralteten Weltbild aus, das noch in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts in Geltung stand, jetzt aber durch die Quantentheorie Plancks und Heisenbergs überholt ist.“

Einen literarischen Niederschlag fand die Denkarbeit Karl Heims in seinem sechsbändigen Werk: *„Der evangelische Glaube und das Denken der Gegenwart“*. Im ersten Band: „Glauben und Denken“ beschäftigt sich Heim mit der Frage der Transzendenz, der Überweltlichkeit. Er sieht die Transzendenz schon zwischen Ich und Du, deren Vorstellungsräume sich überhaupt nicht berühren. Das gegenständliche Weltbild, die Grundlage des Materialismus, ist überwunden. Der Raum ist nicht, sondern er geschieht. Im zweiten Band: „Jesus, der Herr“ schildert Heim die Mittlervollmacht des Christus. Die Urschuld des Menschen, die satanische Macht des widergöttlichen Willens, der in Spannung zum göttlichen Willen steht, macht die Sendung des Mittlers zur Rettung des Menschen nötig.

Im dritten Band: „Jesus, der Weltvollender“ stellt Heim die Unmöglichkeit dar, das Werk Jesu auf die Versöhnung zu beschränken. Die Weltversöhnung verlangt die Weltvollendung. Mit der Auferstehung Jesu Christi beginnt die Endzeit. Die Lösung der Schuldfrage fordert auch die Lösung der Machtfrage. Die tiefe Ohnmacht Gottes im Kreuzestod Jesu verlangt sein Offenbarwerden in Herrlichkeit. In der Weltvollendung Gottes durch Christus wird die Gemeinde offenbar werden in der Herrlichkeit Jesu. Im vierten Band: „Der christliche Gottesglaube und die Naturwissenschaft“ und im fünften Band: „Die Wandlung im naturwissenschaftlichen Weltbild“ zeigt Heim die Veränderung des Weltbildes, die die neuen Erkenntnisse der Physik gebracht haben. Die verfestigten Weltanschauungsbilder des Materialismus können keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit mehr erheben. Sie sind von Menschen ausgedachte Religionen, Vergötzungen eines zeitbedingten Weltbilds. Die Materie löst sich auf in Energie. Ein fester Weltmittelpunkt ist wissenschaftlich nicht mehr erkennbar. Um ihn weiß nur der christliche Glaube. Das Kausalgesetz ist wissenschaftlich nicht mehr haltbar. In der Atomphysik ist offenbar geworden, daß die ersten Wirkungen nicht naturgesetzlich erfaßbar sind, sondern nur mit einer nur statistisch erfaßbaren Wahrscheinlichkeit erfolgen. Im sechsten Band: „Weltschöpfung und Weltende“ wird die biblische Botschaft von Welterschöpfung und Weltende auf dem Hintergrund der derzeitigen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse entfaltet. Heim schreibt am Schluß seiner Darlegungen: „Wenn es einen überpolaren Raum gibt, dann kann, wie es die Bibel ansieht, diese Welt, in der wir leben, nur eine gefallene Schöpfung sein, die ihren Ursprung im ewigen Sein Gottes hat, deren Gestalt aber durch eine widergöttliche Macht, die in sie eingedrungen ist, mitbestimmt worden ist. Christus ist dann der von Gott gesandte Sieger, der die widergöttliche Macht, die an der Todesgestalt der Welt schuldig ist, überwunden hat. Die Vollendung muß dann

darin bestehen, daß Gott die gefallene Welt in seiner großen göttlichen Liebe wieder aus dem gefallenem Zustand erhebt und ihr ihren ursprünglichen überpolaren Charakter wieder zurückgibt. In Johannes 17 schaut der Herr nicht nur seine Heimkehr zum Vater, sondern die Heimkehr der ganzen befreiten Schöpfung zu Gott. Ich bin mir voll bewußt, was für ein großes Wagnis es war, in einer Zeit, in der auch der geistige Kampf zwischen Osten und Westen seinen Höhepunkt erreicht hat, in den Kampf zwischen Mechanismus und Nihilismus einzugreifen.“

„Über den Wert oder Unwert eines solchen Wagnisses wird ja weder durch ein Kirchenkonzil, noch durch eine Versammlung von Männern der Wissenschaft, noch durch eine andere menschliche Instanz entschieden. Es wird vielmehr durch eine höhere Instanz darüber verfügt. Paulus sagt: ‚Der Tag wird es klarmachen.‘ Eine große Feuerprobe wird darüber entscheiden, ob es aus Gold, Silber oder Edelsteinen aufgebaut worden ist oder aus Holz, Heu und Stoppeln. Möchte in der großen Feuerprobe, der die Welt entgegengeht, wenigstens etwas die Probe bestehen und sich in dem Endkampf, der uns bevorsteht, als feuerfest und tragfähig erweisen!“

Ein Höhepunkt der Vorlesungstätigkeit Karl Heims war, als er ein Semester nach dem katholischen Kirchenhistoriker Karl Adam, der die katholische Kirche mit ihrer Macht und Herrlichkeit schilderte, die ihren weiten Mantel über die verschiedenartigsten Frömmigkeitsformen breitet, eine Vorlesung über das evangelische Christentum hielt. Der Zulauf aus Universität und Stadt war enorm. Im Anschluß an die Legende Dostojewskis vom Großinquisitor arbeitete er heraus, wie das in Jesus Christus gesprochene schlichte Wort die Herzen bewegt durch die Wirkung des Heiligen Geistes und dadurch die Gemeinde sammelt, die versöhnt ist mit Gott.

Im Fernen Osten und in Jerusalem

Im Jahre 1922 fand die große Konferenz des Weltbundes der Christlichen Studentenvereinigung in Peking statt. Karl Heim war mit dem Altreichskanzler Georg Michaelis als Vertreter der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung dorthin eingeladen. Der Entschluß, diese weite Reise zu unternehmen, wurde auch deshalb gefaßt, weil die Konferenz eine einzigartige Gelegenheit bot, der im Versailler Diktat ausgesprochenen Lüge, daß Deutschland allein an dem Ausbruch des Weltkriegs schuldig sei, vor vielen Nationen die Wahrheit entgegenzusetzen und damit unserem so verfemten Volk einen großen Dienst zu tun. Das tat vor allem Michaelis vor der großen Konferenz; und weil er als führender Politiker die Dinge aus nächster Nähe kannte, machte sein Wort tiefen Eindruck. Karl Heim benützte die Gelegenheit, in China und Japan zu weilen, vor allem zum Studium der Religionsverhältnisse. Er fand in den beiden uralten Kulturländern unvermittelt neben dem primitivsten Heidentum, das an den Animismus Afrikas erinnerte, die Hochreligion des Konfuzianismus und des Amida-Buddhismus. Sein Freund Gundert, der schon jahrelang in Japan lebte, half ihm dabei, in die religiösen Zentren zu gelangen, und war sein Führer und Dolmetscher. Er erlebte feierliche Empfänge bei den Gouverneuren großer Provinzen, aber er ging auch durch die Handwerkerviertel von Kanton. Er erlebte die Ehrfurcht der Chinesen vor den Ahnen, als er auf dem Kantonfluß einen Kahn bestieg, wo die Lichter über roten Täfeln brannten, die die armen Bootsbesitzer ihren Ahnen entzündeten. Er besuchte den Himmelstempel, den Konfuzius- und Lamatempel in Peking. Die Stadt ist so groß, daß zwischen ihren zwei Stockwerke hohen Mauern diese großartigen Tempelanlagen Platz haben, die ein ganzes Tal füllen. Alljährlich stieg der chinesische Kaiser, nachdem er eine Nacht betend und fastend im Tempel zugebracht hatte, begleitet von seinen Großen, die vielen Stu-

fen zu dem weißen Marmoraltar empor, um dort Himmel und Erde durch ein großes Tieropfer zu versöhnen. Im Konfuziustempel waren im Vorhof wie eine Grabsteinanlage die steinernen Doktorurkunden der ausgezeichnetsten Examinanden zu sehen. In der Halle der Klassiker waren die Wände beschrieben mit Zitaten aus den chinesischen Klassikern. Alljährlich hatte der Kaiser als oberster Gelehrter eine Stelle der Klassiker selbst auszulegen.

Der Höhepunkt von Heims Aufenthalt in dem Riesereich war neben dem Vortrag vor der Weltkonferenz über „Christentum und Philosophie“ das missionarische Zeugnis vor den vornehmsten Beamten der Provinz Shansi, die der Gouverneur geladen hatte, um die deutschen Gäste zu ehren. Heim knüpfte an das Versöhnungsoffer an, das der Kaiser alljährlich darzubringen hatte, um Himmel und Erde zu versöhnen. Er sprach von der Totalitätsforderung des Gesetzes und seiner Unerfüllbarkeit durch die angeborene Schwachheit des Menschen. Das tiefsinnige Opfer im Himmelstempel ist offenbar ein vorausgeworfener Schatten von dem Opfer auf Golgatha durch Jesus Christus. Jeder kann die Wahrheit dieser Versöhnung erfahren, der als ein schuldbeladener Mensch sein ganzes Vertrauen auf den gekreuzigten Erlöser setzt. So hat Heim auch hier bewiesen, daß er nicht anders als missionarisch wirken konnte. Es war ihm nicht zu wenig, bei einem Götzenfest inmitten der Pilgerscharen in den heidnischen Tempel hinein zu wallfahren. Er sah, wie die Heiden sich vor dem grauenhaften Götzenbild auf die Erde niederwarfen und es anbeteten, nachdem sie ihre schwelenden Räucherkerzen am Altar befestigt hatten. Der Götze war der Gott des Totenreichs. Um ihn herum standen Skulpturen, die die Strafen im Jenseits darstellten. Da sah man einen Schlemmer, dem im Jenseits der Leib durchgesägt wird, oder einen, der andere gequält hat und jetzt in einem Kessel gesotten wird, ein Beweis dafür, daß auch der primitivste Heide etwas ahnt von Schuld und Vergeltung.

In Japan begegnete ihm der Schintoismus, diese merk=

würdige Religion der Verbundenheit des japanischen Volkes mit seinem Tenno (Kaiser), der von der Sonnengöttin abstammen soll. Er hat ja jetzt in einer ausdrücklichen Proklamation auf seine Gottheit verzichtet. Aber die innere Verbundenheit mit ihm ist noch so groß, daß, als er bei einem Schulbesuch in eine Mädchenklasse eintrat, die ganze Klasse vor innerer Ergriffenheit zu weinen anfangte. Der Buddhismus, die Religion des Mitleidens, hat im Norden Japans seine innerlichste Form gefunden. Er lehrt: Wir können nicht durch eigene Kraft unsere Leidenschaften ertöten. Nicht der Weg der Selbsthilfe durch gute Werke führt zur Seelenruhe, nicht Iriki, sondern Tariki (wie die japanischen Ausdrücke heißen), die Hilfe von außen, durch Gnade. Als Heim einen Amida-Buddhatempel besuchte und sich mitten unter die Schar der Gläubigen setzte, hat es ihn tief bewegt, wie sie, den Blick auf die Buddhastatue gerichtet, sich unaufhörlich niederwerfend riefen: Namu Amida=butsu (Zu dir, Amida, nehme ich meine Zuflucht)! Amida, einer der größten Buddhas, hat das Gelübde getan, so lange auf das Nirwana zu verzichten, als noch eine unerlöste Seele da ist, die ihre Andacht auf ihn richtet. Heim schreibt: „Wenn diese Menschen schon unter dem Eindruck eines blassen Phantasiebildes Tränen der Rührung vergießen, was würde erst geschehen, wenn ihnen der lebendige Heiland, der am Kreuz für sie verblutete, von einem vollmächtigen Zeugen vor die Augen gemalt würde!“

Auch den auf philosophischer und meditativer Grundlage beruhenden Zen-Buddhismus lernte Heim kennen, der seinen Mittelpunkt in großen Klöstern hat. Er fragte einen jungen Mönch, was die Bedingung sei, unter der man als Mönch eintreten kann. Ob man eine bestimmte Lehre annehmen müsse. Nichts derart, antwortete der Mönch. Es gibt nur eine Voraussetzung, in der alles zusammengefaßt ist. Diese besteht darin, daß ich davon überzeugt bin, daß mein individuelles Ich keine Wirklichkeit ist, sondern nur eine Erscheinung. Alles andere ergibt

sich daraus von selbst. Der Zen-Buddhismus ist der Meinung, er allein habe Buddha recht verstanden. Als der junge Buddha unter dem Bodhibaum saß und die Erleuchtung erlebte, in der er sprach: „Alle beseelten und unbeseelten Dinge sind zugleich erleuchtet“, war das Einzel-Ich im All-Ich aufgegangen. Als Buddha merkte, daß seine Schüler ihn nicht verstanden, teilte er ihnen als Zugeständnis an ihre Verständnislosigkeit die vier heiligen Wahrheiten mit: Erlösung vom Leiden durch Verzicht auf das Leben, auf den Willen zum Einzelsein und den Willen zur Macht. Der Zen-Buddhismus dagegen ist fern von müder Resignation, sondern gewinnt durch das Eingehen in das All-Ich eine große Lebenssteigerung, so daß mit Vorliebe Offiziere die Meditationsübungen im Zen-Kloster mitmachen, um eine Steigerung ihrer Konzentrationsfähigkeit und Energie zu gewinnen. Heim war in der Meditationshalle, wo unter der Leitung des Zen-Meisters jeder in Kreuzbeinsitzstellung, der Wand zugekehrt, meditiert. Die Übungen fangen an mit der Zählung der eigenen Atemzüge: zehn, hundert, tausend, zehntausend Atemzüge, Ein- und Ausatmen als ein Atemzug gezählt. Das gäbe eine wunderbare Kraft der Konzentration. Der Zen-Meister hat dafür zu sorgen, daß keiner bei den Übungen einschläft. Dazu gebraucht er einen langen Stock.

Karl Heim war besonders wertvoll, als der Samurai (japanische Ritterkaste mit besonders hochgeschraubtem Ehrbegriff) Kokichi Kurosaki ihn eines Tages in Tübingen besuchte und ihm das Manuskript seiner Selbstbiographie überreichte, die dann Heim im Furche-Verlag herausgegeben hat unter dem Titel: „Die Bekehrung eines Gottlosen.“ Kokichi war Konfuzianer, dann Zen-Buddhist und brachte es auch fertig, in schwärmerischer Ekstase, etwa unter dem Eindruck einer schönen Mondscheinlandschaft, sich mit dem All eins zu fühlen. Als er aber berufshalber in der Geschäftsstadt Osaka leben mußte und den ganzen Tag am Bürotisch saß, konnte er den Seelenfrieden seiner Erlebnisreligion nicht festhalten. In dieser Lage half

ihm ein ganz schlichter Christ, ein japanischer Methodist, der den Frieden des Herzens in der einmaligen Tat Jesu auf Golgatha gefunden hatte. Da wurde sein Herz geöffnet für die beseligende Botschaft von Johannes 3, 16, und er fand in der vollbrachten Heilstat Jesu Ruhe für seine Seele. —

Daß Karl Heim vom Deutschen Missionsrat zur Weltmissionskonferenz, die 1928 in Jerusalem stattfand, abgesandt wurde, ist verständlich, weil er ein Liebhaber der Mission und ein Kenner der asiatischen Hochreligionen war, ging es doch bei dieser Konferenz um die Herausstellung der christlichen Botschaft gegenüber den heidnischen Religionen. Es ging um die Frage, ob eine Synthese der christlichen Botschaft mit der der Hochreligionen möglich wäre, etwa in dem Sinne, daß die heidnischen Religionen ein Vorschatten Christi wären, oder daß Gott sich in keinem Volk unbezeugt gelassen habe. Unter der Mitarbeit Karl Heims wurde dann das Ergebnis der Beratungen in der Weltkonferenz so formuliert: „Unsere Botschaft ist Jesus Christus. Er ist die Offenbarung, was Gott in uns und was der Mensch durch ihn werden kann. In ihm, dem Gekreuzigten, ist die Welt mit Gott versöhnt. Das bringt uns die Versicherung der Vergebung.“

Der Prediger

Es gehört zu den ehrwürdigen Traditionen der Tübinger Universität, daß ihre Theologieprofessoren regelmäßig den Gemeindegottesdienst in der Stiftskirche halten. So hat auch Karl Heim oft da gepredigt vor schlichten Gemeindegliedern und Studenten aller Fakultäten. Seine Predigten sind in einigen Bänden erschienen und werden gern und viel gelesen, nicht nur von Pfarrern, wie sie auch von einer immer zahlreichen Gemeinde gehört worden sind.

Überraschend ist bei Heims Predigten die bescheidene Schlichtheit seiner Rede. Er wollte keinen Gefallen an sich

selber haben, noch viel weniger von anderen bewundert werden. Durch eine schlichte Predigt Elias Schrenks war er selbst zum Glauben gekommen. Durch schlichte Predigt wollte er in missionarischer Liebe Frucht wirken, die in Ewigkeit bleibt. Seine Predigt war der Behältlichkeit wegen immer Themapredigt. Dabei schöpfte er den Text getreulich aus. Vor allem gehörte es zu seiner liebevollen Art, in der er sich zum schlichsten Hörer herabließ, daß er die Schriftgedanken anschaulich machte, ohne durch Überladung mit Bildern zu ermüden. Er war ja ein hochbegabter Maler, und in seinen Ferien malte er Landschaftsbilder in Öl. So konnte er auch im Vortrag in unvergeßlicher Weise illustrieren. Seine Predigt war gegenwartsnah. Er versetzte sich in seine Hörer und in die Gedanken, die sie bewegten. Er nahm sie an der Hand und führte sie zu Jesus Christus. Buße und Glauben war der Hauptinhalt seiner Verkündigung. So predigte er Bekehrung und Entscheidung für Christus. Einige seiner Predigten wurden als volksmissionarische Traktate herausgegeben, so sehr waren sie missionarisch gewichtig und allgemeinverständlich.

Im Folgenden seien einige Proben aus Heims Predigten wiedergegeben: In einer Predigt, die er beim Bibelfest in Stuttgart 1920 gehalten hat, sprach er darüber, wie Gottes Wort, wenn wir den Weg nicht sehen und nicht mehr ein noch aus wissen, uns Weisung gibt. „Es geht uns wie den Maschinisten und Heizern, die in einer modernen Seeschlacht tief unter dem Meeresspiegel in heißer Luft arbeiten müssen. Das Schwere an ihrem Dienst ist: sie wissen nicht, was vorgeht, sie haben keinen Überblick über den Gang der Schlacht, wie man ihn oben von der Kommandobrücke aus hat. Sie wissen nicht: geht es dem Sieg oder dem Untergang entgegen? Und doch sollen sie ihren Dienst tun. Sie sind nur durch eins mit dem Kapitän verbunden, der oben auf der Kommandobrücke die Schlacht lenkt, nämlich durch die kurzen Befehle, die ihnen von oben vermittelt werden: ‚Stoppen, Volldampf voraus‘

usw. Damit sie im Höllenlärm der Schlacht diese Befehle verstehen, werden sie ihnen in den modernen Schlachtschiffen durch einen Scheinwerfer von oben in leuchtenden Buchstaben an die Wand des dunklen Raums geworfen, in dem sie arbeiten. Auch wir sind in dieser schweren Zeit zu einem ebenso entsagungsvollen Dienst berufen. In dem dunklen Raum voll Sorge und betäubendem Lärm, in dem wir arbeiten, sehen wir den großen Schlachtenlenker nicht, der hoch oben auf der Kommandobrücke steht und die Weltgeschehnisse lenkt nach seinem unerforschlichen Rat. Wir haben nicht den Überblick über den Gang der Schlacht. Es schlägt nur ein dumpfes Dröhnen und Grollen an unser Ohr. Aber gerade in dieser Lage können wir unsere Abhängigkeit von Gott ganz besonders selig erfahren. Wenn wir nur eins haben, was die tägliche Verbundenheit zwischen ihm und uns herstellt, die Befehle, die von oben her in leuchtenden Buchstaben an die Wand unseres dunklen Arbeitsraums geworfen werden! Wenn nur jeden Morgen solch ein leuchtendes Wort vor uns aufstrahlt! Wie leuchtend sind Gottes Befehle, Worte wie die: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden!“ — „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht können töten!“ — „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes?“ So können wir jeden Morgen erfahren: „Herr, dein Wort bleibt ewiglich!“

In einer Predigt auf einer Studentenkonferenz in Barmen über die Heilsgewißheit fragt Heim: „Aber wie kommen wir zu der seligen Gewißheit, die uns zu Gefäßen der Barmherzigkeit macht, zu dem frohen Bewußtsein: Ich bin angenommen!? Wir Menschen können uns in dieser Frage nicht weiterhelfen. Wir sind ganz auf ein Geschenk Gottes angewiesen. Nur eins möchte ich denen sagen, die bisher vergeblich nach Gewißheit gesucht haben. Ich bin überzeugt: Gott hat für jeden unter uns, der hier ist, eine ganz bestimmte Botschaft. Er hat jedem unter uns etwas zu sagen, was nur ihm allein gilt, und was ihm Klarheit gibt über sein Leben. Wenn wir noch

nicht gehört haben, was Gott uns sagen will, dann liegt es nur daran, daß wir das Hören noch nicht gelernt haben. Ich sah einmal einen Telephonisten im Kontor einer großen Fabrik, der mitten im betäubenden Lärm der Maschinen ein telephonisches Gespräch führte. Er wurde gefragt: ‚Wie können Sie mitten in diesem Höllenlärm hören?‘ Da sagte er: ‚Das habe ich auch erst lernen müssen. Im Anfang schwirrten alle Stimmen und Geräusche durcheinander. Jetzt habe ich gelernt, mitten im Lärm einsam zu sein. Sobald angeläutet wird, höre ich nichts mehr von dem, was um mich herum geläutet und gesprochen wird. Ich höre nur noch die eine Stimme.‘ Wenn wir zu keiner Gewißheit über unsere ewige Bestimmung kommen können, so liegt das meistens nicht daran, daß Gott nicht zu uns redet. Nein, der Fehler liegt daran, daß wir die innere Einsamkeit noch nicht gefunden haben, die Fähigkeit, mitten im Lärm der Welt doch immer die eine Stimme zu hören, auf die es allein ankommt. Es handelt sich nicht um die äußere Einsamkeit der Klosterzelle. Die wenigsten unter uns haben die Möglichkeit, sich auch nur für Stunden von allen Menschen zurückzuziehen. Darauf kommt es auch gar nicht an. In den beiden Fällen, da in den Evangelien einem Menschen die Vergebung seiner Sünden zugesprochen wird, geschieht es mitten im Menschengewühl. Der Gichtbrüchige hört mitten im Menschengewühl das Wort: ‚Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!‘ Jesus spricht nur mit ihm allein. Die Sünderin ist mitten im Hause des Pharisäers in einer lärmenden Tischgesellschaft, die ihre Glossen über sie macht, ganz allein mit Jesus, als er ihr sagt: ‚Dein Glaube hat dir geholfen; gehe hin mit Frieden!‘ “

In einer Predigt über das Wehe Jesu verkündet Heim mit großem Ernst den Entscheidungscharakter der Begegnung mit Jesus. „Entweder wir lassen uns von dieser Bewegung ergreifen und geben ein Stück unseres Lebens um andere in seine Gewalt, oder das Gericht wirkt sich an uns aus, das Jesus den Menschen in Aussicht gestellt

hat, die seine Taten gesehen und sich doch nicht bekehrt haben. Es legt sich eine Todeskälte auf unsere Seele, eine Verstockung, bei der langsam wie bei einem Menschen, der erfriert, das Gewissen erstirbt. An der amerikanischen Küste gibt es einen Leuchtturm, zu dem jahrelang jede Nacht, von seinem Lichte angezogen, lange Züge von Vögeln hinflogen. Die einen fanden in seinem Schein ihren Weg, die andern aber stießen mit solcher Wucht an den Turm, daß sie daran zerschellten und tot herunterfielen. Dieser strahlende Leuchtturm, zu dessen Füßen Haufen toter Vögel liegen, ist ein schreckliches Symbol für die Gefahr, die den christlichen Völkern Europas droht. Innerlich tote, gottlose Menschen, die jeden Zusammenhang mit der unsichtbaren Welt verloren haben, gibt es nur in den Ländern, wo Christus von alters her verkündet worden ist.“

In einer Predigt über den Zug des erhöhten Herrn macht er seine grenzenlose Liebe in ergreifender Weise an einem Bilde klar: „Die Älteren unter uns erinnern sich noch der großen Überschwemmung, die in den 90er Jahren in der Balinger Gegend ganze Dörfer verheerte. Damals hat ein Bauer sein einziges Stück Vieh auf eine ganz merkwürdige Weise gerettet. Der Bergbach drang in den Stall und riß alles mit sich fort. Der Bauer konnte sein Tier nicht mehr losbinden. Die Flut war zu plötzlich hereingebrochen. Nur das obere Stockwerk war noch über Wasser. Da schlug er mit dem Beil ein Loch in den Boden der Stube, unter der der Stall war, und zog den Kopf des Tieres nach oben. So hielt er ihn die ganze Nacht, bis am Morgen die Flut abgenommen hatte. Wer schon Leidensnächte durchgemacht hat, der weiß: wir könnten nicht durchkommen, wenn es nicht eine Macht gäbe, die uns so nach oben zieht, während die Fluten des Todes uns mit ungeheurer Gewalt in die Verzweiflung herunterreißen wollen. Christus will dem Zug nach unten, der uns alle wie eine Schwerkraft zwingt, etwas Stärkeres entgegensetzen, seine Heilandsmacht, die uns hinaufzieht. Warum kann er das? Die

Antwort liegt in dem Wort: ‚Wenn ich erhöht werde von der Erde — nämlich zum Kreuz erhöht —, will ich sie alle zu mir ziehen.‘ Kraft seines Todes kann er uns zu sich hinaufziehen, kraft seines vollbrachten Versöhnungswerkes. Dieses Ziehen Jesu, diese unsichtbare Macht, mit der er uns zu sich emporhebt, ist das einzige, was die Kirche Jesu Christi baut und zusammenhält. Alle unsere menschlichen Veranstaltungen, Verbände, Vereine würden nichts helfen. Sie würden in einer Zeit wie der heutigen, wo es keine Hemmungen mehr gibt, in der alle Verführungsmächte losgelassen sind, keinen einzigen jungen Menschen bewahren können. Die feurigen Pfeile, die von der anderen Seite her fliegen, sind immer stärker als das, was wir tun können. Die Arbeit der Kirche erscheint immer wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Sie wäre vergeblich, wenn nicht Christus da wäre, der unabhängig von unseren Bemühungen alle zu sich zieht. Luther sagt: ‚Außer Jesus Christus ist die Kirche eine irrige, arme Sünderin, ein armes, kleines, elendes, verachtetes Häuflein. Das einzige, was die Gemeinde Christi zusammenhält, ist, was er selbst an ihr tut.‘“

In einer Predigt über Joh. 5, 44: „Wie könnt ihr glauben, so ihr Ehre voneinander nehmt?“ macht Heim den Gerichtsernst Gottes deutlich: „Ein einziger Tropfen Gift verdirbt den ganzen Wein. In manchen Gegenden besteht eine harte Sitte. Gegen Abend, wenn Schichtwechsel ist, müssen die Bergleute ihren Karren mit dem geförderten Erz an den Ausgang fahren. Dort steht ein Kontrollbeamter, der den Karren in Empfang nimmt, wägt und prüft. Wenn nur etwas von schlechtem Material dabei ist oder eine Kleinigkeit am Gewicht fehlt, dann nimmt er eine Kreide und schreibt eine Null auf den Wagen. Der Wagen wird ‚genullt‘, wie man sagt. Es mag noch soviel gutes Erz darin sein. Es nützt nichts. Der Arbeiter hat seinen Lohn dahin. Er wird nicht bezahlt. So geht es nach Jesu Worten am Jüngsten Gericht. Wir werden alle über kurz oder lang unseren Karren, auf dem unsere kleine

Lebensleistung liegt, vor Gott hinfahren müssen und dann durch die große Kontrolle gehen. Und nun sagt Jesus: Wenn auch nur etwas dabei ist von der Nebenabsicht, daß wir bei unserer Liebestat von den Leuten gesehen werden, daß wir scheinen wollen mit unserem Fasten, dann wird der ganze Wagen genullt.“

Daß dieser ernste Prediger des göttlichen Wortes in der Hitlerzeit den Mut zur Wahrheit hatte und Anstoß erregen mußte, war zu erwarten. So war seine Predigt im November 1934, als Bischof Wurm verhaftet worden war, ein wagendes Bekenntnis. Der Text war aus dem 99. Psalm genommen: „Im Reich dieses Königs hat man das Recht lieb.“ Der Hitlerstaat hatte sich damals schon viele Rechtsbrüche zuschulden kommen lassen in Massenerschießungen und Übergriffen in das Leben der Kirche. Ein unbedachtes Wort konnte nicht nur das Leben des Predigers, sondern auch die Fakultät gefährden. Heim erzählte die Geschichte von Naboths Weinberg und als Gegenbeispiel die Geschichte von dem Windmüller von Sanssouci, dem Friedrich der Große die Mühle abkaufen wollte, um sein Schloß zu verschönern. Es kam zu einem Prozeß, den der König verlor. Aber der König beugte sich unter die Gerechtigkeit, und die Mühle steht heute noch zum Zeichen, so fuhr Heim fort, daß es etwas gibt, was noch über allen Machthabern dieser Welt steht, das ist das ewige, göttliche Gesetz der Gerechtigkeit als heilige Ordnung und Grundlage alles menschlichen Zusammenlebens. Diese Predigt wurde in ganz Deutschland verbreitet und verstanden.

Es folgt nun die wörtliche Wiedergabe einer Predigt Karl Heims:

Die Entscheidung
(Matth. 3, 13—4, 11)

Dostojewski hat einmal gesagt: wenn von der ganzen Bibel nur das eine Blatt erhalten wäre, auf dem unser heutiges Evangelium steht, so würde das schon allein beweisen, daß hier nicht ein Mensch, sondern ein allwissen-

der Geist zu uns redet. Denn die ganze künftige Geschichte der Welt und der Menschheit sei in dieser Erzählung zusammengefaßt. Es ist gar nicht auszudenken, was sich in diesen Stunden, da Christus mit Gott und dem Satan allein war, für uns alle entschieden hat. Die Entscheidungsschlachten, von denen das Schicksal von Jahrhunderten abhängt, werden ja meist nicht in der Öffentlichkeit geschlagen. Die Entscheidung über die Gestalt der Kirche, in der wir alle aufgewachsen sind, fiel nicht im großen Reichstagssaal von Worms oder von Augsburg, sondern in jener kleinen Kammer, wo Luther in der Nacht vor der zweiten Verhandlung des Wormser Reichstags mit Gott rang, nachdem er sich Bedenkzeit erbeten hatte. Auch in unserm Leben ist es nicht anders. Was wir öffentlich sagen und tun, ist nur Niederschlag dessen, was wir in der Stille des Gebets durchgekämpft haben. Aber die gewaltigste Entscheidung, die je gefallen ist, hat sich in den Stunden vollzogen, die unser Evangelium schildert. Wir wollen miteinander darüber nachdenken, was sich hier für Jesus selbst und für uns alle entschieden hat, als Jesus aus der Taufe stieg und vom Geist in die Wüste geführt wurde, um vom Teufel versucht zu werden. Was bedeutet die *Taufe* und die *Versuchung* Jesu?

Zu der Zeit, heißt es, kam Jesus aus seiner Heimat Galiläa aus der langen dreißigjährigen Stille und tat seinen ersten Schritt in die Öffentlichkeit. Was war der erste Schritt, den der Heiland tat? Er ging nicht auf den Tempelplatz von Jerusalem, sondern er trat an den Jordan, mitten hinein in die Scharen der Reumütigen, die zu Johannes hinausgingen, um sich abwaschen zu lassen. Es war eine der gewaltigsten von jenen Bußbewegungen, die ja auch bei uns immer wieder in Städten und ganzen Volksstämmen ganz plötzlich ausbrechen. Ein knapper, vielsagender Satz spricht aus, was all diesen Bewegungen gemeinsam ist: „Da ging zu ihm hinaus die Stadt Jerusalem und das ganze jüdische Land und alle Länder am Jordan und ließen sich taufen und bekannten ihre Sün-

den.“ Wie an einem Körper, in dem ein Krankheitsstoff sitzt, plötzlich eine Wunde aufbricht, durch die der Körper unter schweren Fieberschauern eine Masse unreiner Stoffe gewaltsam ausstößt, die sich lange angesammelt hatten, so bricht immer wieder am kranken Körper der Menschenwelt, die in ruheloser Arbeit und im Taumel der Selbstbetäubung dahingeht, eine Wunde auf. Scharen von Menschen, die vorher über die jenseitige Welt gespottet und gelacht hatten, eilen zu einem Beichtvater. Sie wollen sich entlasten. Sie wollen ihr Herz ausschütten. Sie halten es nicht mehr aus. Sie möchten abgewaschen sein. Sie möchten, daß ein schnelles Wasser käme und den ganzen Unrat fortschwemmte. Ein Mann, der in Hamburg in einem Stadtviertel, wo kein Mensch mehr in die Kirche geht, das Evangelium verkündigt hatte, erzählte mir, daß er in seinen Sprechstunden förmlich belagert war von Menschen, die bekennen wollten. Da kamen Ehebrecher, Kindsmörderinnen, Kassendiebe. Alle wollten ihre Lasten loswerden. Er sei beinahe krank geworden, weil ihn die Dinge, die da zutage kamen, auch bei Nacht noch verfolgten. Ein katholischer Priester, der ein gesuchter Beichtvater war, sprach es einmal aus: wenn ich den ganzen Tag im Beichtstuhl sitze und die Geständnisse höre, die da abgelegt werden, immer dieselben schmutzigen Geschichten, so kann ich mich eines Ekels an der Menschheit nicht erwehren. Es ist gar nicht zu sagen, welch ein Strom von Schmutz herauskommt, wenn einmal die Schleusen geöffnet werden. Man glaubt nicht, was auch in einer Stadt wie der unsrigen für verborgene Lasten getragen werden, die nur an den Tag kommen, wenn einmal der Bann des Schweigens gebrochen wird. Was für Geständnisse mußte Johannes der Täufer anhören, als wochenlang „die Stadt Jerusalem und das ganze jüdische Land und alle Länder am Jordan“ zu ihm hinausströmten, um ihm ihre Sünden zu bekennen! Wir begreifen wohl, daß er das Lachen darüber verlernt hat.

Und nun heißt es: in diesen trüben Strom der Buß-

bewegung trat Jesus. Er mischt sich unter die Menge dieser belasteten Menschen, um sich mit ihnen abwaschen zu lassen. Als Johannes ihn sieht, macht er eine abwehrende Bewegung: „Ich bedarf wohl, daß ich von dir getauft werde, und du kommst zu mir?“ Der Gottgesandte unter den Sündern, die beichten wollen! Das paßt unmöglich zusammen. In der erstaunten Frage des Johannes liegt der ganze Anstoß, den wir Menschen von unsern religiösen Anschauungen aus schon am ersten Auftreten des Heilandes nehmen. In allen Völkern lebt ja wie eine große Christussehnsucht die Sage von einem, der da war, oder von einem, der noch kommen wird, über dem der Himmel offensteht, zu dem wir andern darum unsere Zuflucht nehmen könnten, weil von ihm gilt, was in unserem Evangelium gesagt ist: „Da tat sich der Himmel auf über ihm.“ Über uns andern ist der Himmel wie von grauen Wolken verhangen. Wir können nicht hineinsehen in die jenseitige Welt, in das Geheimnis, das unser Leben von allen Seiten umschließt. Es hängt ein Vorhang darüber. Das fühlen wir, sooft einer von uns ins Jenseits hinübergeht und sich der Vorhang hinter ihm schließt. Wir Menschen suchen darum alle nach einem, über dem der Himmel offenstände, nach einem Gottessohn. Aber immer haben sich die Menschen diesen Gottessohn so vorgestellt, wie wenn an einem Sommertag hoch über einer Fabrikstadt voll Schmutz und Rauch am blauen Himmel eine schneeweiße Wolke schwebt, unberührt vom Dunst der Erde, frei von aller Erdschwere. So, glaubte man, müßte der Gottessohn aussehen, erhaben über unsere menschlichen Bedürfnisse und unsere menschlichen Schranken. Darum dachte man sich auch die Erlösung, die der Gottessohn bringt, als ein Auswandern von der Erde, als ein Abwerfen aller Fesseln des Leibes, ein Emporgetragenwerden in lichte Gefilde. In uns allen lebt dieses Verlangen nach Befreiung von der Schranke des Menschendaseins, besonders in denen unter uns, die in harten Fesseln liegen. Aber wie anders als unsere Gedanken ist die Wirklichkeit! Wie

anders ist der wirkliche Gottessohn als der, den wir uns ausdenken! Unerkannt von der Umgebung tritt der Fremdling aus Galiläa an die unreine Stelle, wo der Schmutz von ganz Jerusalem und Judäa abgeladen wird. Er tritt mitten unter die Mühseligen und Beladenen. Als ihm der Täufer wehrt, da antwortet er ihm: „Laß es jetzt also sein; also gebührt es uns, alle Gerechtigkeit“ — das heißt den *ganzen* Gotteswillen — „zu erfüllen“. Und gerade in diesem Augenblick, da er aus der dunklen Flut heraufsteigt und mitten unter den Sündern steht, da reißt der Vorhang, da tut sich der Himmel über ihm auf. Aus der Tiefe der Gotteswelt senkt sich der Geist herab. Es kommt die Stimme, die das große Ja Gottes über ihm ausspricht: „*Dies* ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe!“ *Dieser* ist es, dieser Bruder der Beladenen, nicht die andern, die erhaben sein wollen über das Erdenleid, die uns durch Flucht aus dem Menschendasein erlösen wollten.

Damit hat *Gott* die Frage entschieden, um die sich alle Religionen stritten, die Frage, wo für uns der Himmel offensteht über der Erde. Nicht dort, wo wir über das Menschliche in höhere Regionen hinauswollen, nein, dort, wo unsere Schranke und Erdgebundenheit ist. Luther sagt einmal in einer Predigt über den zweiten Artikel: „Damit, daß Christus geboren ist, hat er alles geheiligt, was wir sind und tun nach dem natürlichen Leben, als Menschen, daß uns nichts schadet, wir essen, trinken, gehen, schlafen, wachen, arbeiten. Das alles muß eitel Heiligtum werden an einem jeglichen Christen . . . durch dies Kind, welches durch sein Leben die ganze Welt heilig macht.“ Jesus hat uns nicht eine Welt erschlossen, die außerhalb dieses Menschendaseins liegt; er ist in dieser unserer Gebundenheit unser Bruder geworden. Alle natürlichen Ordnungen unseres Lebens hat er geheiligt. Durch sein Kommen hat sich der Himmel darüber aufgetan.

Damit ist ein schwerer Kampf in die Menschenwelt und auch in unser eigenes Leben hineingetragen worden, der

Kampf mit einer Versuchung, die bei jedem Schritt unseres Lebens aufs neue da ist. Wir möchten gern dem Leben entfliehen. Mancher von uns ist vielleicht hierher gekommen, um eine Stunde zu flüchten aus dem, was ihn zu Hause umgibt. Viele Menschen der heutigen Zeit leiden unter der Angst vor dem Leben. Unser Leben gleicht ja einem Gang, bei dem wir immer dem entgegengehen müssen, was der nächste Tag und die nächste Stunde bringt. Viele leiden unter der Angst vor dem kommenden Tag. Der morgige Tag mit seinen Aufgaben steht wie ein Berg vor uns. Er muß erstiegen werden. Er ist wie ein Engpaß, durch den wir hindurchgehen müssen. Er ist wie ein verworrener Knoten, der aufgelöst werden muß. Und nun kommt die Versuchung über uns. Wir möchten nicht direkt darauf losgehen. Wir möchten ausweichen. Wir möchten die Begegnung mit jenem Menschen vermeiden, die uns morgen bevorsteht. Wir möchten der peinlichen Auseinandersetzung aus dem Wege gehen. Manche fliehen heute in einen freiwilligen Tod, um einer Zukunft zu entgehen, der sie nicht gewachsen sind. Andere flüchten ins Theater, um dort wenigstens für einige Stunden Ruhe zu haben vor dem, was zu Hause auf sie wartet. Wir flüchten vielleicht in die Kirche. Auch das Höchste und Heiligste, was wir tun, unser Beten und Gottsuchen, kann eine Flucht sein. Wir gehen in einen christlichen Verein, um der bitteren Aufgabe zu entgehen, die wir daheim an den Unseren haben. Wir suchen eine Schutzhütte, wo wir dem Unwetter nicht ausgesetzt sind, eine weltabgeschiedene Stelle, wo wir eine selige Stunde zubringen können. Es ist gut, wenn wir das tun. Wir müssen ja Atem schöpfen. Wir brauchen Taborstunden, wo uns Höhenluft umweht. Und doch ist dabei eine Gefahr. Gehen wir damit nicht oft gerade der Begegnung mit Gott aus dem Wege? Elias Schrenk wurde als alter, erfahrener Evangelist oft gefragt, wie wir Gottes Willen erkennen können, ob durch Zeichen oder durch eine innere Stimme, eine Offenbarung Gottes in der Einsamkeit des

Gebets. Er antwortete: „Gott spricht meistens durch die Verhältnisse.“ Wenn Gott überhaupt mit uns redet, so redet er gerade in der harten Wirklichkeit mit uns, in die wir wieder hineingehen müssen, wenn wir aus der Kirche nach Hause zurückkehren, in den schweren, vielleicht verfehlten Beruf, den wir am liebsten an den Nagel hängen möchten, in der schweren Aufgabe, die unser morgen wartet, und die in keinem Verhältnis zu unserer kleinen Arbeitskraft steht. Nur wenn wir geradeaus gehen in den Kampf hinein und keinen Fluchtversuch machen, wenn wir unserem schweren Schicksal mit offenen Armen entgegengehen, wenn wir den unglücklichen Menschen, der uns auf die Schwelle gelegt ist, aufnehmen als die Aufgabe, die Gott uns stellt, nur dann öffnet sich der Himmel über uns, das Ja Gottes liegt auf unserem Leben. Der Sonnenstrahl aus der Tiefe der Gotteswelt umleuchtet uns und verklärt unser kleines Leben. Jesus ist bei uns. Denn er hat dieses Menschenleben mit allen seinen Schranken und Gebundenheiten geheiligt.

Nun können wir auch den zweiten Teil unseres Evangeliums fassen, das, was Christus in der *Versuchung* in tiefer Einsamkeit für uns alle durchgekämpft hat. Was war der Sinn dieses Kampfes? Was Christus in Versuchung geführt hat, das waren nicht die weichen Genüsse, die uns Menschen vom harten Weg der Pflicht abziehen und wie Schlingpflanzen in die Tiefe hinunterreißen wollen. Es war nicht das verführerische Bild des Lasters, das Herkules am Scheidewege entgegentrat. Nein, es stand etwas viel Größeres auf dem Spiel. Der Geist, nicht das Fleisch, hat Christus in die Wüste geführt. Es waren nicht die lockenden Bilder dieser Erde, die ihm der Versucher vor Augen hielt. Es war nur *ein* Bild, das er ihm in allen Farben vor Augen malte, um ihn mit dämonischer Kraft von seiner Aufgabe abzubringen. „Bist du Gottes Sohn . . .“, sagt er zu ihm. Was er ihm vor Augen stellt, ist das Bild des Gottessohnes, das Bild des Gottmenschen, den die Welt haben möchte, den die Menschen

in allen ihren Religionen sich ausgedacht haben. Bist du Gottes Sohn, dann mußt du die Fesseln des Menschendaseins sprengen, dann mußt du erhaben sein über die Schranken der Natur, erhaben sein über die Not ums Brot, erhaben über die Lebensgefahr.

Die Schilderung des Zweikampfes, den Christus mit der finsternen Macht führt, gehört zum Gewaltigsten der ganzen Weltliteratur. Mit atemloser Spannung sehen wir Christus nach, wie wir einem Menschen nachblicken, der auf einem schmalen, schwankenden Baumstamm hoch über einen tosenden Gießbach geht. Ein unsicherer Tritt, ein Schwindelgefühl, und er muß in die Tiefe stürzen, und alles ist verloren.

Betrachten wir die drei Gänge des Zweikampfes, den Christus kämpft! „Da er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn. Und der Versucher trat zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden!“ Schon Menschen, denen ein großes Werk aufgetragen ist, das sie Tag und Nacht in Anspruch nimmt, etwa ein Kunstwerk oder eine wissenschaftliche Untersuchung, von der für die Menschheit viel abhängt, kommt es immer wieder schmerzlich zum Bewußtsein, daß der Körper, dieses unentbehrliche Werkzeug, ohne das wir nichts machen können, schon nach kurzer Zeit ermattet. Jeden Tag braucht unser Leib Nahrung und Schlaf. Sobald ihm das Brot entzogen wird, erlahmt die künstlerische Schaffenskraft, ermattet der Gedankenflug. Wie viele Künstler gehen heute zugrunde, weil sie ihr Brot nicht finden können! Ist das nicht eine unwürdige Abhängigkeit des Geistes vom Stoff? Die Menschen sind darum immer wieder auf den Gedanken gekommen, wir müßten es durch die heutige Technik so weit bringen, daß wir Steine in Brot verwandeln können, toten Stoff in Nahrung für den Menschen. Wenn es möglich wäre, die Menschen durch den elektrischen Strom zu ernähren, dann wäre die soziale Frage gelöst. Dann wären wir Menschen Herren der Schöpfung. Und sollte nicht vollends ein Got-

tesmensch, der die Allmacht auf seiner Seite hat, über das Nahrungsbedürfnis erhaben sein? Die Fakire in Indien haben versucht, durch den Geist den Hunger zu überwinden und ohne Nahrung zu leben. Die Juden zu Jesu Zeit erzählten von Mose, als er auf dem Sinai vor Gott stand, habe er sich vierzig Tage vom Glanz Gottes ernährt, ohne eine andere Nahrung zu brauchen. Sollte der Gottessohn das nicht auch können? Das war ein gefährlicher Angriff. Aber Jesus schlägt ihn zurück. Er führt den Gegenstoß. Er greift aus der Geschichte des Gottesvolkes gerade die Stelle heraus, wo Gott einmal den Menschen auf wunderbare Weise Brot gegeben hatte. „Er demütigte dich und ließ dich hungern und speiste dich mit Man, daß er dir kundtäte, daß der Mensch nicht lebt vom Brot allein, sondern von allem, das aus dem Mund des Herrn geht.“ Also Gott weiß, warum er uns hungern und ums Brot arbeiten läßt. Wir sollen auf ihn geworfen sein. Er hat uns in diese Schranken hineingestellt, damit wir erkennen, daß wir auch in der Not ums Brot abhängig sind von seinem Machtwort. Er kann uns Speise geben zu seiner Zeit. Wenn die Mutter weint, weil sie kein Brot für die Kinder auf den anderen Tag hat; wenn ein Erwerbsloser nicht weiß, wovon er sein Mittagessen bezahlen soll, so kommt in dieser Sorge ums Brot Gott zu uns. Wir sind auf ihn geworfen. In der Gebundenheit an Essen und Trinken ist Jesus unser Bruder geworden. Er hat mit uns gehungert und gedurstet. Dadurch ist unsere Arbeit ums Brot, unser Ringen um Nahrung etwas Heiliges geworden.

Aber nun kommt der zweite Gang des gewaltigen Kampfes, der noch schwerer ist als der erste. Der Teufel führt ihn auf einen hochliegenden Vorsprung am Tempel, wo der Blick in schwindelnde Tiefen geht. „Bist du Gottes Sohn, so laß dich hinab! Denn es steht geschrieben: Er wird seinen Engeln über dir Befehl tun, und sie werden dich auf den Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.“ Es ist wichtig für uns Bibelleser, daß der Satan bei der Versuchung Jesu die Bibel auf-

schlägt und ein großes Glaubenswort der Schrift benutzt, um Christus zu verführen. Er greift ein Wort heraus aus dem Glaubenspsalm des Alten Testaments, der mit den Worten beginnt: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt.“ Dort steht das Wort von den Engeln, die uns auf den Händen tragen. Wir sehen daraus: dicht neben der höchsten Höhe des Glaubens, unheimlich nahe dabei gähnt der tiefste Abgrund, in den wir stürzen können. Es war ein spannender Augenblick in der Versuchungsgeschichte, als der Versucher mit dem Glaubenspsalm der Bibel zu Jesus kam. Jesus war vor die schwere Frage gestellt, vor der heute Hunderte von Menschen stehen: Darf ich die natürlichen Mittel benützen? Oder ist das Kleinglaube? Soll ich den Halt der natürlichen Mittel loslassen? Jesus bestreitet die Wahrheit des Gotteswortes nicht, das der Satan anführte. Es gibt Stunden, da dürfen wir im Glauben auf alle menschlichen Mittel verzichten, alle Stützen fallen lassen, auf Siegesboden treten und Heilung erwarten allein durch die Wunderkraft Gottes. Viele Christen haben das auch in unseren Tagen erfahren. Aber wir dürfen diese Stunden nicht selbst herbeiführen. Es ist Gottes Sache, das zu tun. Sonst treten wir aus dem Kindesverhältnis zu Gott heraus. Der Glaube muß immer Gehorsam sein. Jesus greift auch hier hinein in die Schatzkammer der Gotteserfahrung des wandernden Volkes. Das Volk hatte in der Wüste Sin kein Wasser zu trinken. „Gebt uns Wasser zu trinken!“ schrie es. „Ist der Herr unter uns oder nicht?“ Und nun wird dem Volk gesagt: „Ihr sollt den Herrn, euren Gott, nicht versuchen!“ Wir dürfen Gott nicht auf die Probe stellen, sonst fallen wir aus der Abhängigkeit von ihm heraus. Gerade in der Schwachheit unseres Leibes will Gott uns begegnen. Wir sollen auch darin von Stunde zu Stunde auf Gott angewiesen sein. Jesus nahm auf sich unsere Krankheit. Er hat die Schwachheit unseres Leibes getragen und dadurch unsere schmerzlichsten Leidensstunden geheiligt.

Und nun kommt die letzte Probe. In erhabener Einsam-

keit steht Christus auf dem Gipfel. Unter ihm wie auf einer Landkarte liegen alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit: die sieben Hügel Roms, die Burg von Athen mit ihren Marmortempeln, die Pyramiden von Ägypten inmitten des gesegneten Nillandes. Nur ein Kniefall, nur eine Verbeugung vor dem Fürsten dieser Welt, und das alles fiele ihm mühelos in den Schoß. Ein kleines Zugeständnis, und der Leidensweg wäre ihm erspart; die ganze Welt läge zu seinen Füßen. Über jedem Menschenleben, das Gott geweiht ist, steht auch heute noch das Gesetz, das über dem Leben des Gottessohnes stand: „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt's allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viel Frucht.“ Das schlichteste Bekenntnis, das ein Zeuge Gottes in einem Geschäft oder in einer Gesellschaft ausspricht, zieht den Haß der finsternen Macht auf sich. Sofort beginnen der Spott, die Vereinsamung und der Leidensweg. Aber nun ist das Merkwürdige: ein kleines Zugeständnis an den Weltgeist, eine kleine Verbeugung, und wir können in den meisten Fällen dem Leidensweg entgehen. Durch einen kleinen Betrug hat mancher schon ein Riesengeschäft gemacht. Die Welt schätzt den Einfluß religiöser Menschen. Sie weiß wohl, daß sie diesen Einfluß nicht ganz entbehren kann. Aber sie müssen „Takt“ haben. Sie dürfen nicht unbequem werden. Sie müssen mitlachen, wenn gewisse Scherze gemacht werden. Sie sollen keine Spielverderber sein. Gott aber will ein ungeteiltes Herz. Der kleine Kniefall vor dem Weltgeist, der uns bei den Menschen beliebt macht, zerstört in Gottes Augen die ganze Hingabe. Christus hat gerade dieses kleine Zugeständnis nicht gemacht. Er hat das Kreuz auf sich genommen und sich dem Vater mit ganzem, ungeteiltem Willen geweiht.

So schauen wir heute mit Dank auf Jesu Kampf und Sieg, durch den er unser Vorkämpfer und unser Bruder geworden ist. In allen drei Versuchungen handelte es sich um dieselbe Entscheidung: „Da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldet er das Kreuz.“ Zwei Wege stan-

den ihm offen: mühelose Freude und der Todesweg. Er hätte den ersten Weg wählen und uns im Stich lassen können. Er hat aber den zweiten Weg gewählt. Dadurch ist er unser ewiger Hohepriester geworden, der Mitleiden mit unserer Schwachheit haben kann. Mit neuer Kraft wollen wir darum in unsere kleinen Alltagsaufgaben hineingehen. Wir wissen, daß er bei uns ist und mit uns hineingeht. Er hat unsere Arbeit ums Brot geheiligt und die Schwachheit unseres Leibes und alle Schranken unseres Menschendaseins auf sich genommen. Darum wollen auch wir ihm unser Kreuz mit Freuden nachtragen. Amen.

Der Lebensabend

Im Jahre 1937 wurde Karl Heim nach den Vereinigten Staaten eingeladen, um in Richmond (Virginia) eine Reihe theologischer Vorträge zu halten. Seine Frau begleitete ihn dorthin. Die Begegnung mit Albert Einstein, den er besuchte, war ihm ein besonderes Erlebnis. Er kam ihm vor wie ein alttestamentlicher Seher, der in seiner Relativitätstheorie tiefe Einblicke in das Wesen der Schöpfung getan hatte.

Diese Vortragsreise führte zu einer Berufung Heims an die bedeutendste Universität Nordamerikas, nach Princeton. Die Ablehnung dieses ehrenvollen Rufes aus Treue zu seiner Heimatkirche, die er in ihrem damaligen ernsten Ringen um die Glaubensfreiheit nicht verlassen wollte, brachte es mit sich, daß er auch die schweren Jahre vor und nach dem Zusammenbruch der deutschen Heimat miterleben mußte. Dies führte auch zum langsamen Nachlassen seiner körperlichen Kräfte. Er vollendete noch sein sechsbändiges Werk: „Der evangelische Glaube und das Denken der Gegenwart“ und schrieb seine Lebenserinnerungen: „Ich gedenke der vorigen Jahre.“ Im Schlußabschnitt dieses Buches gibt er folgenden Rückblick über sein Wirken: „Für Menschen auf dem Wege war die Arbeit meines Lebens bestimmt. Wir dürfen als Christen

gewiß sein, daß der große Kampf, in dem die Welt jetzt immer noch mitten darinsteht, der Kampf zwischen dem Materialismus und dem Christusglauben, durch schwere Geschichtskatastrophen hindurch seinem siegreichen Ende entgegengeht, in dem sich die Verheißung erfüllen wird: ‚Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn der erste Äon, in dem wir jetzt stehen, ist vergangen.‘ So dürfen wir uns im Blick auf die Zeichen der Zeit an das Wort halten, das am Schluß der Offenbarung steht: ‚Es spricht, der solches zeuget: Ja, ich komme bald. Amen, ja komm, Herr Jesu!‘ So schließe ich mein Erinnerungsbuch mit den Worten, die einst Kierkegaard auf seinen Grabstein schreiben ließ:

Noch eine kleine Zeit, dann ist's gewonnen,
dann ist der ganze Streit in nichts zerronnen,
dann darf ich laben mich an Lebensbächen
und ewig, ewiglich mit Jesus sprechen.“

Am 30. August 1958 ist Karl Heim fünfundachtzigjährig in Tübingen in seinem Heim an der Neckarhalde im Frieden entschlafen. Sein Schüler und Freund Professor D. Adolf Köberle sprach das Gedächtniswort in der Tübinger Stiftskirche über Hebräer 10, 14: „Mit einem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden.“

Wir aber gedenken des Lehrers, der einer ganzen Theologengeneration das Wort Gottes gesagt hat, so daß es uns im Strudel modernen Denkens vernehmbar wurde, in unauslöschlicher Dankbarkeit.

Benutzte Literatur

Für das vorliegende Lebensbild ist besonders auf nachstehenden Veröffentlichungen von *Karl Heim* zurückgegriffen worden:

Das Weltbild der Zukunft (1904); Leitfaden der Dogmatik (1912); Das Gewißheitsproblem in der systematischen Theologie bis Schleiermacher (1911); Glaubensgewißheit (1916); Das Wesen des evangelischen Christentums (1929); Die Gemeinde des Auferstandenen (1949) und auf das im Furche-Verlag (Hamburg) erschienene sechsbändige Gesamtwerk Karl Heims: „Der evangelische Glaube und das Denken der Gegenwart“ (Bd. 1: Glaube und Denken; Bd. 2: Jesus, der Herr; Bd. 3: Jesus, der Weltvollender; Bd. 4: Der christliche Gottesglaube und die Naturwissenschaft; Bd. 5: Die Wandlung im naturwissenschaftlichen Weltbild; Bd. 6: Welterschöpfung und Weltende). Das letzte noch zu seinen Lebzeiten erschienene Werk sind seine Erinnerungen aus acht Jahrzehnten: „Ich gedenke der vorigen Zeiten“. Hinzuweisen ist noch auf *Adolf Köberles* Büchlein „Das Glaubensvermächtnis der schwäbischen Väter“ (Furche-Verlag, Hamburg 1960) und auf Bd. 3 der „Väter der Christenheit“ von *Friedrich Hauß* (Verlag Sonne und Schild, Wuppertal 1959).

KARL HEIM (1874–1958) war ein Theologe von scharfsinnigem Verstand, ein kühner Denker, der aus missionarischer Liebe zu den Studenten, die vom philosophischen und naturwissenschaftlichen Weltbild her in ihrem christlichen Glauben angefochten waren, ganz neue Wege ging, um die Anstöße für das Glaubenkönnen wegzuräumen. Und doch gehört der große Gelehrte zu den württembergischen Vätern, in deren köstlichem Erbe er mit seinem ganzen Wesen wurzelte. Er hat kein abseitiges Gelehrten-dasein geführt in Besorgnis um seinen wissenschaftlichen Ruf, sondern er stand mitten in der christlichen Gemeinde, von deren Quellen er lebte, und der er sich in seinem Dienst verpflichtet wußte. Ihm verdanken Generationen von Pfarrern die Freude der Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus inmitten einer ungläubigen Welt und durch deren Dienst Tausende von Gemeinden die Gründung im lebendigen Glauben an den Sohn Gottes. Wir haben den Auftrag Gottes, der Lehrer zu gedenken, die uns das Wort Gottes gesagt haben, ihr Ende anzusehen und ihrem Glauben nachzufolgen.

FRIEDRICH HAUSS, selbst ein Schüler Karl Heims, hat das Lebensbild seines vor einigen Jahren heimgegangenen Lehrers mit großer Wärme und Liebe nachgezeichnet und folgt dabei in der Hauptsache der noch kurz vor seinem Tode im Furche-Verlag, Hamburg, erschienenen Selbstbiographie Karl Heims: *Ich gedenke der vorigen Zeiten.*